

16-4

16

Nr. 10
Oktober 1997
5. Jahrgang

FORUM Supervision

LA 000

F7 S9

10 •

Herausgegeben
von Gerhard Leuschner
und Gerhard Wittenberger

edition
diskord

W 08-8538

LA000
7759
10

FoRuM Supervision

5. Jahrgang, Heft 10, Oktober 1997

Herausgeber:

Gerhard Leuschner und Gerhard Wittenberger

Redaktion:

Thomas Behler (Essen) – Werner Bohnert (Harsewinkel) – Klaus-Peter Krahl (Lauterbach) – Angelica Lehmenkühler-Leuschner (Münster) – Franz Leinfelder (Wiesbaden) – Inge Zimmer (Wiesbaden)

Verantwortliche Redakteurinnen für Heft 10:

Barbara Wiese, Liebigstr. 46, 35037 Marburg
Inge Zimmer, Sauerbruchstr. 3, 65203 Wiesbaden

Ständige MitarbeiterInnen:

Max Bartel (Biel) – Maria Barutzky-Jürgens (Dortmund) – Annemarie Bauer (Heidelberg) – Sabine Behrend (Bielefeld) – Annette Bertrams (Kandern) – Albert Bremerich-Vos (Aachen) – Ursula Dennig (Gelsenkirchen) – Paul Fortmeier (Odenthal) – Renata Fox (Düsseldorf) – Elisabeth Gast-Gittinger (Neuenbürg) – Jörg Gogoll (Marburg) – Elfi Gorges (Krefeld) – Bernadette Grawe (Warburg) – Katharina Gröning (Essen) – Antonius Holz (Haltern) – Angela Klüsche (Freiburg) – Mechtild Midderhoff (Pratjau) – Eva Motamedi (Mühltal) – Jürgen Peters (Düsseldorf) – Sabine Reese (Odenthal) – Renate Reuß-Schroeder (Klein-Wesenberg) – Helmut Schlosser (Göttingen) – Michaela Schumacher (Köln) – Siegfried Sommer (Emden)

Redaktionsanschrift:

FORUM SUPERVISION, Emsstr. 58, 48145 Münster

Verantwortlich für die Rubrik „Neue Projekte“:

Dr. Werner Bohnert, Reichenbacher Str. 14, 33428 Harsewinkel

Verantwortlich für die Rubrik „Rezensionen“:

Thomas Behler, Lohmühlental 37, 45276 Essen

Erscheinungsweise und Bezug:

FORUM SUPERVISION erscheint halbjährlich (März und Oktober).

Preis des Einzelheftes: DM 18,-; Jahresabonnement: DM 28,- (2 Hefte) zuzüglich Versandkosten. Das Abonnement verlängert sich jeweils um 1 Jahr, wenn es nicht bis zum 31.12. des laufenden Jahres gekündigt wird.

Damit die Lieferungen nicht unterbrochen werden, bitten wir dringend darum, uns bei einem Wohnungswechsel die neue Adresse mitzuteilen.

Verlag:

edition diskord, Schwärzlocher Str. 104/b, D-72070 Tübingen

Herstellung:

Computer-Satz: Anne Schweinlin, Tübingen

Druck: Fuldaer Verlagsanstalt

© 1997 edition diskord, Tübingen

ISSN 0942-0045



Inhalt

Vorwort	2
Beiträge	
<i>Robert Eckert</i> Reflexive Modernisierung der Gesellschaft und die Institution Supervision	5
<i>Barbara Wiese</i> „Wer nicht für uns ist, ist gegen uns“ Gedanken zur Dynamik zwischen ideologischen Ansprüchen von Institutionen und Supervision	24
<i>Annemarie Bauer</i> Von jeder Lust weit entfernt!? Sexualität als Arbeitsgebiet in Institutionen	32
<i>Katharina Gröning</i> Kameradschaft als Ideologie und die Suche nach dem dyadischen Vater. Zum Verhältnis von Ideologie und psychischem Konflikt in Supervisionen mit Bundeswehrangehörigen	57
<i>Wolfgang Schmidbauer</i> Laienkultur und professionelle Kultur in der Drogentherapie	77
Interview	
Fragen zur Supervision in kirchlichen Einrichtungen Ein Gespräch mit <i>Gerhard Wittenberger</i>	92
Neue Projekte	
<i>Andrea Multhaupt-Meckel</i> Supervision in einem Prostituiertenprojekt	100
Briefwechsel	
Rezensionen	
AutorInnen	
Vorschau	
Veranstaltungen	

UB BIELEFELD
160/4267159+1



88-98

Vorwort

Den Schwerpunkt dieses Heftes, nämlich die supervisorische Auseinandersetzung mit besonders ideologieträchtigen Institutionen, wählten wir auf dem Hintergrund eigener, zum Teil konflikthafter supervisorischer Erfahrungen.

Bereits bei dem Versuch, diesen Schwerpunkt zu formulieren, stießen wir auf das Problem der Definition des Ideologiebegriffes. In unseren Köpfen hatten Ideologien etwas mit weltanschaulichen Vorstellungen, politischen Anschauungen, religiösen Überzeugungen, mit Normen und Werten, Theoriegebäuden und unanfechtbaren Wahrheitsdefinitionen zu tun. Und alle diese Bezüge lassen sich auch tatsächlich in der umfangreichen Literatur finden. Philosophen, Soziologen, Historiker, Psychoanalytiker und Sozialpsychologen setzten sich mit Ideologien und mit dem Ideologiebegriff auseinander. Ideologien wurden als „kollektive Vorurteile“ (Francis Bacon), als „falsches Bewußtsein“ (Karl Marx), als „mehr oder weniger falsche oder richtige Ideen, an deren Bewahrung und Verbreitung sich gesellschaftliche Interessen knüpfen“ (Udo Leuschner), benannt.

Bereits Rousseau weist auf die Notwendigkeit eines geistigen Konsenses jeder Gesellschaft, auf ein Mindestmaß an gemeinsamen Überzeugungen hin. Ideologien erfüllen eine gesellschaftliche und eine sinn- und sicherheitgebende individuelle Funktion. Zugleich werden sie zur Rechtfertigung bestehender Verhältnisse, zum Machterhalt, zu Polarisierungen und Spaltungen, zum Ausschluß Andersdenkender, zu Denkverböten und Kriegen benutzt. Ein schillernder Begriff also! Wir waren gespannt, wie unsere AutorInnen ihn aufgreifen würden, und sind beeindruckt vom Spektrum der Reflexionen.

Max Horkheimer unterscheidet in seinem Aufsatz zu Ideologie und Handeln (Frankfurter Beiträge zur Soziologie, Band 10, 1962) zwischen Ideen und damit verknüpften Theorien als eindringende und kritische Analyse der historischen Wirklichkeit und Ideologien als angeblich unveränderlichen Wesenheiten mit abstrakten Werten. Sein Theoriebegriff – in Abgrenzung zur Ideologie – kann auch als Grundlage für Supervision gelten: „Es bleibt nichts übrig, als so unbestechlich und unabhängig wie möglich die Erkenntnis vorwärts zu treiben, sowohl nach der sogenannten objektiven wie nach der subjektiven Seite hin, und dann aufgrund der Erkenntnis in allem Ernst zu handeln ... Das Gute, Wahre und Schöne, alles, was in der Geschichte zu politischen und kulturellen Leitgedanken erhoben worden ist, wird nur dann wirklich geliebt, wenn das Negative, das in der Situation zu ihrer Überwindung aufruft, zugleich ursprünglich erfahren wird, sonst entarten die Ideen in der Tat zur Ideologie (S. 132).“

Supervision im Sinne einer kritischen Reflexion kann auch in der Auseinandersetzung mit institutionellen Ideen und Ideologien eine wichtige aufklärende Funktion haben – wenn die Institution es zuläßt.

Eine wesentliche Voraussetzung für wirkliche Aufklärung durch Supervision beschreibt *Robert Eckert* in seinem Aufsatz. Mit der Gegenüberstellung von technischen und selbstreflexiven Institutionen weist er auf die Notwendigkeit für die Institution Supervision hin, sich ihres selbstreflexiven Charakters zu vergewissern und auf die Gefahr der Funktionalisierung von Supervision für außerhalb liegende Zwecke, wenn sich nicht die Mehrheit der SupervisorInnen für ein selbstreflexives Vorgehen entscheiden kann.

Barbara Wiese stellt in ihrer Reflexion zur Dynamik zwischen ideologischen Ansprüchen von Institutionen und Supervision fünf interessante Thesen auf, deren Ausführungen mit Fallbeispielen zum Verstehen mancher eigenen supervisorischen Erfahrung beitragen können.

Ein schwieriges Thema greift auch *Annemarie Bauer* auf, indem sie sich mit Supervision in Institutionen auseinandersetzt, die sich auf ganz unterschiedliche Weise mit Sexualität und Gewalt beschäftigen. Sie reflektiert auf eindrucksvolle Weise ihre langjährige Supervisionserfahrung mit Beratungsstellen für Fragen von sexuellem Mißbrauch und in der forensischen Psychiatrie; mit Institutionen also, deren Klientel einerseits die Opfer sexuellen Mißbrauchs und andererseits die im juristischen Sinne nicht schuldfähigen Täter sind. Dabei beschreibt sie die besonderen Ideologieanfälligkeiten dieser Institutionen und deren Spiegelung in der Supervision.

Es ist kein Zufall, daß auch *Andrea Mulhaupt-Meckel*, die in der Rubrik „Besondere Projekte“ ebenfalls eine Institution mit dem Arbeitsgebiet Sexualität vorstellt, keine lustvolle Erfahrung beschreibt. Auf eine erfrischende Weise schildert sie einen Supervisionsprozeß mit einer Beratungsstelle für Prostituierte und ihren Einblick in ein Milieu, das SupervisorInnen sonst eher verschlossen bleibt.

Eine ebenfalls supervisorisch eher unbekanntere – diesmal männlich geprägte – Institutionskultur stellt uns *Katharina Gröning* vor. Am Beispiel der Arbeit mit Bundeswehrsoldaten und deren Suche nach dem „dyadischen Vater“ denkt sie über das Verhältnis von Ideologie und psychischem Konflikt nach.

Wer in Drogenkliniken supervidiert, ist dort sicher schon dem sogenannten „Ex-User“ begegnet. *Wolfgang Schmidbauer* beschäftigt sich in seinem Aufsatz mit Laienkultur und professioneller Kultur in der Drogentherapie und mit der konflikträchtigen Position eben dieses ehemals selbst Drogenabhängigen, der seine frühere Abhängigkeit professionalisiert hat.

Soziale Einrichtungen in kirchlicher Trägerschaft gehören zu den größten Arbeitgebern Deutschlands. Ein weites Feld also für Supervision.

Das Interview mit *Gerhard Wittenberger* beschäftigt sich mit Möglichkeiten und Grenzen von Supervision in kirchlichen Institutionen.

Max Horkheimer (ebd. 1962) schreibt, daß eine rationale Ideologiekritik sich nur mit solchen Ideologien auseinandersetzen kann, die einen rationalen Anteil haben. Dies gilt nicht für die Ideologie des Nationalsozialismus. Sie diene ausschließlich dem Machterhalt und der Rechtfertigung von Massenmord und Grausamkeit. Gunnar Hjelholt beschreibt in seinem Buch seine Erfahrungen in einem deutschen Konzentrationslager. *Inge Kähling* bringt uns das Buch auf eine Weise nah, die den Rahmen einer üblichen Buchbesprechung sprengt. Das hat zum einen sicher damit zu tun, daß sie mit dem Autor – einem der Gründerväter der Gruppendynamik in Europa –, eine persönliche Beziehung verbindet; zum anderen möchte sie die Erfahrungen von Gunnar Hjelholt, die den düstersten Zeitraum unserer Geschichte skizzieren, für sich sprechen lassen.

Abgerundet wird das Heft durch einen neuen Brief aus der uns schon vertrauten Korrespondenz zwischen Constanze und Gregor.

Barbara Wiese

Inge Zimmer

Robert Eckert

Reflexive Modernisierung der Gesellschaft und die Institution Supervision

Zusammenfassung: Ausgehend von den im soziologischen Ansatz der reflexiven Modernisierung westlicher Gesellschaften vorgestellten Strukturveränderungen resp. Strukturbrüchen wird die Notwendigkeit für die Institution Supervision abgeleitet, sich (deutlicher als bisher) ihres selbstreflexiven Charakters zu vergewissern. Ohne eine durch Theorie und innerverbandlichen Diskurs zu fundamentierende reflektierte Entscheidung der Mehrheit ihrer Angehörigen für ein selbstreflexives Vorgehen besteht die Gefahr der bloßen Indienstrafe supervisorischer Potentiale für Zwecke, die außerhalb der eignen Institution festgelegt werden. Zur weiteren Verdeutlichung dieser These werden die wesentlichen Elemente der zwei Idealtypen institutionellen Handelns, nämlich der technischen und der selbstreflexiven Institutionen, entfaltet und einander gegenübergestellt.

„Der Mensch ist immer ein Lernender, die Welt ist ein Versuch, und der Mensch hat ihm zu leuchten.“ (E. Bloch)

1. Die Gesellschaft in der reflexiven Moderne

Unsere Gesellschaft befindet sich seit einigen Jahren in einem rasanten Prozeß des Wandels, der keinen Bereich unseres Lebens unberührt läßt. Dieser Wandel scheint obendrein mit zunehmender Zeitdauer noch an Vehemenz zu gewinnen. In praktisch allen Feldern unseres gesellschaftlichen Handelns kann inzwischen – schleichend oder eruptiv – ein Zusammenbruch bisheriger Basisselbstverständlichkeiten beobachtet werden. Dabei ist folgende Ambivalenz auffällig: Was den einen als Verfall und Krise erscheint, ist für die anderen ein Aufbruch zu neuen Ufern (vgl. Beck 1996, S. 19).

Die Veränderungen lassen sich unter den folgenden Schlüsselbegriffen zusammenfassen. Die „Basisselbstverständlichkeiten“ des wirtschaftlichen *Wachstums* und des technischen *Fortschritts* sind nicht nur vielfältig gebrochen und durch die gesellschaftliche Realität – v. a. durch ihre zunehmend deutlicher zutage tretenden sozialen Kosten – auch teilweise schlagend widerlegt; sie werden überdies auch stärker als bisher in der öffentlichen Diskussion hinterfragt. In diesem Prozeß der gesellschaftlichen

Auseinandersetzung werden sie auch mehr und mehr durch andere Zielstellungen, etwa durch die Forderung der „nachhaltigen Entwicklung“ überlagert bzw. verdrängt. Womit bereits eine weitere Ambivalenz angedeutet ist: Erhaltung *und* Entwicklung, also Entwicklung und Nichtentwicklung sollen zukünftig offenbar gleichzeitig angezielt werden.

„Der zweite Universalschlüssel, mit dem zur Zeit die Selbstverständlichkeitspanzer industriegesellschaftlicher Wohlfahrtsdemokratien geknackt werden, heißt „Globalisierung“. Die Semantik der „Globalisierung“ greift an, bricht auf, zersetzt, was uneinnehmbar erschien: die „Festungen“ des Nationalstaates, die Errungenschaften des Sozialstaates, die Macht der Gewerkschaften, nicht zuletzt die eingefleischten, Struktur und Identität ausmachenden Gewißheiten der (Erwerbs-)Arbeitsgesellschaft. Auch hier gilt: Diese Wirkung verstärkt sich, je unklarer wird und bleibt, was mit „Globalisierung“ eigentlich gemeint ist. Ist von Globalisierung der Finanzmärkte, des Kapitals, der Arbeitsmärkte, der Kulturindustrie etc. oder der Lebenswelt die Rede und in welchem Sinne?

Analoges läßt sich auch von der aufkommenden Forderung nach „zukunftsfähiger Demokratie“ zeigen: Die scheinbar mit dem Siegel der Ewigkeit verschlossenen Basisselbstverständlichkeiten parlamentarischer Mehrheitsdemokratie und des Rechtsstaates geraten in die Frage, werden ihrerseits begründungspflichtig und müssen sich der Belagerung durch Alternativen bewähren; Alternativen, die keineswegs immer auf die Hoffnung „mehr Demokratie wagen!“ hinauslaufen müssen, sondern auch dem Ruf nach einem „starken (Sicherheits)Staat den Weg bereiten können“ (Beck u. a. 1996, S. 8).

Der Begriff der Modernisierung ist also keinesfalls mit zunehmender (substantieller) Rationalität in eins zu setzen. Tiefliegende Gewißheiten verlieren jedenfalls durch die galoppierende Zersetzung der Institutionen des Sozialstaates manche ihrer institutionellen Stützen, deren Vorhandensein auch uns Supervisoren vielerlei aussichtsreiche Perspektiven bot. Generell gilt: „Reflexive Modernisierung ist keine politische Einbahnstraße. Was in Gang gerät, kann von *allen* politischen Richtungen für alle möglichen Zwecke genutzt und mobilisiert werden“ (Beck 1996, S. 72).

Angesichts dieser gesellschaftlichen Entwicklungen erscheint es für die Institution Supervision besonders geboten, sich in ihren Wertorientierungen und vor allem ihrem alltäglichen Handeln deutlicher für ein (selbstreflexives) Vorgehen zu entscheiden, das im übrigen der Berufsverband der Supervisoren in seiner neuesten PR-Veröffentlichung ohnehin postuliert (vgl. DGSv 1996), ohne daß dies allerdings bisher für das Erscheinungsbild seiner Mitglieder tatsächlich schon prägend wäre. Ein großer Teil der Mitglieder dürfte sich hin- und hergerissen zwischen dem Bild des am

wirtschaftlichen Erfolg orientierten „Kleinunternehmers“ und des sich an Selbstreflexion orientierenden Supervisors, angesichts der (vermeintlich) klareren Orientierung, die ersteres Bild zu bieten scheint, eher für dieses entscheiden, als die Mühen und Verunsicherungen auf sich zu nehmen, die nötig wären, das zweite Leitbild wirklich mit Leben zu füllen und darüber schließlich auch jenes Maß an gesellschaftlicher Unabhängigkeit zu gewinnen, das nötig ist, um Supervision als *Profession*¹ zu etablieren. Erst dann wäre, wenn überhaupt, daran zu denken „Unternehmertum“ und „Supervision“ miteinander zu verbinden, wie es etwa Cornelia Edding vorschwebt (vgl. dazu Edding 1994), was bezogen auf Wertorientierungen ohnehin schwierig bis unmöglich sein dürfte, weil die Werte/Normen in beiden Bereichen zu unterschiedlich sein dürften (siehe dazu unten). Edding konstatiert zwar durchaus Konflikte zwischen professionellen Normen von SupervisorInnen und wirtschaftlichen Orientierungen. Diese professionellen Normen werden jedoch von ihr weder benannt noch gar entfaltet (vgl. dazu Edding 1994).

Gerade dies wäre jedoch in der jetzigen Situation des Verbandes und angesichts der angedeuteten gesellschaftlichen Situation indiziert. „Reflexive Modernisierung“ heißt nämlich zunächst nicht mehr als *Selbsttransformation* der Industriegesellschaft. Diese ist „nicht identisch mit der Selbstreflexion dieser Selbsttransformation“ (Beck 1996, S. 27). *Reflexiv* in der Theorie der reflexiven Moderne, wie sie vor allem von Beck, Giddens und Lash entworfen wird, soll heißen: betrachtet werden nicht die externen Nebenfolgen der Modernisierung (wie etwa die Naturzerstörung), sondern vor allem die internen Nebenfolgen, das heißt die durch die externen Umbrüche erzeugten innerinstitutionellen Turbulenzen, die sich zu dem Strukturbruch summieren, der die „einfache“ Moderne von der reflexiven Moderne trennt (vgl. Beck 1996, S. 65 ff.). Wobei die Theorie der reflexiven Modernisierung im Gegensatz etwa zu postmodernen Theorien des „anything goes“ durchaus den „Anspruch der Aufklärung“ vertritt. Ihre Theorie zielt auch nicht auf Ablehnung, sondern auf Weiterentwicklung der Moderne. Sie hat durchaus einen „avantgardistischen Anspruch“: Es soll nämlich die institutionalisierte Langeweile gesellschaftlichen und staatlichen Handelns „durchbrochen werden durch die Selbstkonfrontation der im Modell der nationalstaatlich-kapitalistisch-demokratischen Industriegesellschaft stillgestellten Moderne mit ihren eigenen Ursprüngen, Ansprüchen und selbsterzeugten Herausforderungen“ (Beck 1996, S. 25). Marx hat dafür eine schöne Metapher geprägt: den Verhältnissen ihre eigene Melodie vorspielen und sie so zum Tanzen bringen.

Für mich ist in diesem Zusammenhang eine zentrale Frage, ob die Institution Supervision die durch den bestehenden Modernisierungsschub

entstehenden Verunsicherungen, die in und außerhalb des politischen Systems stattfinden (in Wissenschaft, Technik und Wirtschaft, Familie und Vereinen), produktiv für sich wendet und selbstreflexiv ihre Handlungsgrundlagen eindeutiger bestimmt bzw. aushandelt, oder ob sie diese Handlungschance, die sich ihr (wie auch anderen Institutionen) eher unfreiwillig und ungewollt geöffnet hat, ungenutzt läßt. Zu beachten ist dabei, daß Wege zu einem an „Aufklärung“ orientierten sozialen Wandel ohnehin kaum praktische Wirkungen zeigen werden, sofern sie nicht mit Möglichkeiten verknüpft werden können, die den Institutionen bereits innewohnen (vgl. Giddens 1995, S. 191).

Bevor nun einige wesentliche Elemente technischer und selbstreflexiver Institutionen vorgestellt werden, soll noch einiges zur Kärgung des Begriffs Institution gesagt werden.

2. Der Begriff der Institution

Institutionen stellen „Komplexe“ von „Handlungs- und Beziehungsmustern dar“, die vor allem durch die Verankerung zentraler „Ordnungswerte“ in der „Antriebsstruktur der Gesellschaftsmitglieder“ gekennzeichnet sind. In dieser knappen Definition von Bühl (1994) ist *institutionelles* Handeln vor allem durch den Bezug zu Normen, Werten und Ideologien, d. h. zu den Regel- und Deutungssystemen einer Gesellschaft und damit zum Sinnzusammenhang des sozialen Systems gekennzeichnet. Es werden jedoch von Bühl im Anschluß an den strukturell-funktionalen Ansatz der Soziologie auch bestimmte praktische Folgerungen aus diesen Regel- und Deutungssystemen als wichtige Bestandteile des Institutionsbegriffs angesehen. Bestimmte Verfahrensweisen, Techniken, Instrumente und ähnliche materielle Substrate sind mindestens insoweit Bestandteil der Institution, als sie fest mit diesen Systemen verbunden sind. Zwei Momente sind außerdem noch wichtig: Institutionen ordnen auch das Geflecht der sozialen Beziehungen und Rollen, der materiellen und sozialen Austauschbeziehungen. Ferner regeln sie die Zuordnung von Machtpositionen und die Verteilung der sozialen Belohnungen (vgl. ebenda).

Etwas konkreter: innerhalb einer *Organisation* als einem arbeitsteilig strukturierten, zweckgerichteten sozialen System mit einem angebbaren Mitgliederkreis, einer kollektiven Identität und bestimmten allgemeinen Verhaltensprogrammen (beispielsweise einer Schule), gibt es die Institution „Unterricht“. In seinem Rahmen werden die für das soziale System Schule bestehenden allgemeinen Formen und Bedingungen des Zusammenlebens in einer bestimmten charakteristischen Art und Weise konkretisiert.

Institutionen haben für die betreffende Gesellschaft eine vitale Bedeutung, da von ihrem Vorhandensein und ihrem Funktionieren auch die Fortdauer dieser Gesellschaft oder ihrer Assoziationen abhängt (vgl. König, R. 1967, S. 142 ff.). Insoweit jede Institution normieren, und was etwa ihr Vorgehen angeht, auch generalisieren muß, wird sie jedoch auch, zumindest potentiell, zur Entfremdungsmacht individueller Bedürfnisse (vgl. Leuschner 1993, S. 29).

Diese beiden Seiten (Entfaltung/Vitalität ermöglichen vs. Einschränkung/Entfremdung) finden sich in den beiden *Idealtypen* von Institutionen in unterschiedlicher Gewichtung wieder, die Schülein vorschlägt (Schülein 1978), nämlich selbstreflexiven und technischen Institutionen.

Da in allen Institutionen jeweils Elemente der beiden unterschiedlichen Institutionstypen vorhanden sind, haben m. E. alle Institutionen einen Doppelcharakter. Die beiden Idealtypen können als die beiden Pole einer linearen Skala aufgefaßt werden. Wobei beispielsweise die Rekrutenausbildung der Bundeswehr oder auch der Unterricht an (staatlichen) Schulen wohl eher auf der Seite der technischen Institutionen einzuordnen sind, während beispielsweise in der Institution SV (hoffentlich) der zweite Typ dominant ist. Die beiden Institutionstypen stehen dabei in einem konflikthaften Verhältnis (zwei unterschiedliche Kulturen!). Für die Frage der Zuordnung zu einem der beiden Typen ist auch die Frage wichtig, ob dieser Konflikt innerhalb der Institution thematisiert und bearbeitet werden kann bzw. darf. Jede Institution wird jedoch im Verlauf ihrer Geschichte an Punkte kommen, an denen eine Selbstreflexion mindestens sinnvoll, wenn nicht gar notwendig erscheint (Anknüpfungspunkt für Supervision bzw. Lehr- oder Kontrollsupervision).

Zur besseren Verdeutlichung des Begriffs der selbstreflexiven Institution soll nun zunächst ihr Gegentyp, die technische Institution, knapp umrissen werden.

3. Institutionstypen

3.1. Technische Institutionen

1. Technische Institutionen leisten die Herstellung und Verteilung von materiellem und formalem Funktionsbedarf, d. h. es geht in ihrem Rahmen um das *Funktionieren* für Zwecke, die von außen gesetzt werden. Wobei die Entstehung und insbesondere eine aktuelle Veränderung dieser Funktionsbedarfe kaum kritisch reflektiert wird oder, wo dies geschieht, die Legitimität bestehender Grundstrukturen (z. B. Hierarchien, Art der Ver-

bindungen zur Gesellschaft etc.) nicht in Frage gestellt wird. Zu unterscheiden sind:

materieller Funktionsbedarf, z. B.:

- Entwicklung eines marktreifen Angebots von Gütern und Dienstleistungen
- Bereitstellung bzw. Verbesserung von solchen Qualifikationen, die sich im Rahmen der fraglichen Institution auch verwerten lassen (z. B. die Ausbildung an der Waffe im Rahmen der Bundeswehr – s. u.)

formaler Funktionsbedarf, z. B.:

Funktionieren im hierarchischen System, (unreflektierte) Umsetzung von vorgegebenen, ideologisierten² Positionen: instrumentellen Normen bzw. Sekundärtugenden wie Gehorsam, Ordnung, Pünktlichkeit, Sauberkeit ...

2. Die Mitgliedschaft in solchen Institutionen kann in unserer Gesellschaft prinzipiell nicht vermieden werden. Die Zuordnung zu ihnen, als dem in unserer Gesellschaft vorherrschenden Typ des sozialen Handelns, erfolgt gleichsam automatisch – ehe man es sich versieht, findet man sich in ihnen wieder.

3. Das Handeln in ihnen ist *objektzentriert*, d. h. die Handhabung der Objekte scheint bereits einen bestimmten Handlungsablauf und bestimmte Beziehungen geradezu zwingend vorzugeben (besonders extrem ausgeprägt im „Taylorismus“);

4. Die Handlungssteuerung erfolgt über *instrumentelle* Normen, die aus einer dem Arbeitsprozeß inhärenten „Logik“ zu entspringen scheinen. Was zählt, ist die Beherrschung der Mittel, der Instrumente. Der Einsatz dieser Mittel (Personal und Sachmittel) orientiert sich dann nur noch an Zweckmäßigkeitüberlegungen; die konkreten Inhalte sind zwar nicht beliebig, im Grunde jedoch ziemlich gleichgültig. Von mehreren gleich zweckmäßigen Verfahren wird letztlich jenes eingesetzt, dessen Erfolg am größten zu werden verspricht.

„Erwartet wird von den Akteuren ... eine objektivierende Einstellung zur Handlungssituation und eine rationale Orientierung an Handlungssequenzen. Rentabilität bildet den Maßstab, nach dem der Erfolg kalkuliert werden kann“ (Habermas 1984, S. 579). Dieses „strategische Handlungsmodell“ begnügt sich nämlich mit der Explikation der Regeln erfolgsorientierten Handelns, während das kommunikative Handlungsmodell (s. u.) bereits die Einverständnisbedingungen spezifiziert (vgl. ebenda, S. 576). Eine platte Orientierung des Handelns an „rationaler Organisation“

und „funktionaler Differenzierung“, die auch Werte auf Fakten reduziert, ist indes nicht nur als Richtschnur des Handelns in technisch verfaßten Institutionen unserer Gesellschaft verwendbar, sie taugte auch – wie Zygmunt Bauman gezeigt hat – als Grundlage für die Organisation des Holocaust (Bauman 1992).

Ein solches Handlungsmodell, das letztlich den Erfolg als übergeordnete Norm etabliert, muß den herrschaftsfreien Diskurs durch einzelfallbezogene bzw. generelle „Anweisungen“ ersetzen (vgl. ebenda). Dies alles hat gravierende Konsequenzen für die Beziehungen der handelnden Personen: „Die erfolgsorientierte Einstellung isoliert den Handelnden von den anderen Akteuren, die er in seiner Umwelt vorfindet; denn für ihn sind die Handlungen der Gegenspieler, wie die übrigen Situationsbestandteile, lediglich Mittel und Beschränkungen für die Realisierung des eigenen Handlungsplans; die sozialen Objekte unterscheiden sich in dieser Hinsicht nicht von den physischen“ (Habermas 1984, S. 575). Die Interaktionsteilnehmer instrumentalisieren einander in diesem Modell als Mittel für den jeweils eigenen Erfolg. „Die verständigungsorientierte Einstellung dagegen macht die Interaktionsteilnehmer voneinander abhängig“ (ebenda). Auch die Sprache wird im strategischen Handlungsmodell konsequenzorientiert eingesetzt, d. h. manipulativer Einsatz sprachlicher Mittel ist zur Realisierung von Handlungsplänen möglich. Dieser konsequenzorientierte Sprachgebrauch verfehlt so überdies das in der Sprache selbst angelegte Telos eines Einverständnisses, das die Kommunikationsteilnehmer miteinander über etwas erzielen können (vgl. Habermas 1984, S. 576 ff.).

Instrumentelle Ordnungen (in denen die Interaktionsteilnehmer einander als Mittel für den jeweils eigenen Erfolg ansehen) sind für sich genommen jedoch nicht stabil. Deswegen kommen auch die soziologischen Tausch- und Machttheorien nicht ohne Anleihen beim Begriff der normativen Ordnung aus (z. B. Dahrendorf). Diese normativen Komponenten überhöhen dann die im übrigen instrumentell konzipierte Ordnung; in dem zugrundeliegenden strategischen Handlungsmodell sind sie indes Fremdkörper (ebenda, S. 577).

An der materiellen Reproduktion der Lebenswelt sind sowohl strategische wie kommunikative Handlungen beteiligt. Hingegen ist die symbolische Reproduktion der Lebenswelt, d. h. unser Metier, allein auf verständigungsorientiertes Handeln angewiesen (vgl. ebenda, S. 602). Da die in unserer Gesellschaft stets präsenten Steuerungsmedien wie Geld und Macht nach Habermas die Wirkmöglichkeiten kommunikativer Handlungen beeinträchtigen (S. 604), besteht von daher ohnehin stets die Gefahr der Unterordnung von Supervision unter Zwecke, die von anderen gesetzt wurden. Am ehesten eben dort, wo solche Zusammenhänge nicht der Reflexion bedürftig erachtet werden.

5. Austauschbeziehungen mit dem gesamtgesellschaftlichen Prozeß erfolgen gleichfalls nach der Logik *technischer* Abläufe. Vor allem die (Neben)wirkungen des eigenen Tuns auf Bereiche, die mit den Ergebnissen des eigenen Handelns nicht erreicht werden sollten, werden kaum reflektiert. Die Überbetonung von Ursache-Wirkungs-Mustern (ver)führt zu isolierender Betrachtung des eigenen Handelns und damit zur Unterbelichtung vor allem der gesellschaftlich relevanten Wechselwirkungsprozesse.

Begünstigt wird eine solche Haltung von dem in unserer Gesellschaft vorherrschenden Wissenschaftsverständnis. Viele wissenschaftliche Disziplinen (als Beispiel sei hier die Psychologie genannt) beziehen sich in vielen ihrer Aussagen in positivistischer Manier auf künstlich aus einem Zusammenhang isolierte Tatsachen. Sie erfassen deshalb häufig nur Oberflächenphänomene und verdunkeln dadurch die zugrundeliegende Realität oft genug mehr, als sie zu erhellen (vgl. Horkheimer 1991a, S. 96). Diese Herangehensweise führt zu einer Verdinglichung zunächst der wissenschaftlichen und im Gefolge davon auch zur Verdinglichung der aus ihnen abgeleiteten lebenspraktischen Folgerungen – und schließlich auch zu Verdinglichungsprozessen in den Institutionen, in denen die angedeuteten Prozesse ablaufen (vgl. Schüle 1987; S. 185). Die Welt erscheint dann als eine Welt von erfaßbaren Tatsachen und manipulierbaren Objekten. Versäumt wird dabei allerdings, den Zusammenhang dieses Vorgangs mit dem gesellschaftlichen Prozeß zu reflektieren. Wenn Theorien solcherart auf bloße Instrumente reduziert werden, dann werden allerdings auch alle theoretischen Mittel, die versuchen über die Wirklichkeit hinauszugehen, zu metaphysischem Unsinn (vgl. Horkheimer 1991b, S. 391).

6. Wirkungen der technischen Institution: Institutionen als Formen des „Kultur-Über-Ichs“ wirken immer am Vergesellschaftungsprozeß des Individuums mit, sie schlagen sich über Prozesse der Verinnerlichung in den Individuen nieder (vgl. Gaertner/Wittenberger 1979, S. 34 und S. 41).

Bedingt durch die in technischen Institutionen geforderte Anpassung an vorgegebene Strukturen ergeben sich jedoch in diesen nur *eingeschränkte Möglichkeiten der Identitätsentwicklung*. Austauschprozesse mit der Gesellschaft werden kaum reflektiert, sondern eher ideologisiert (auch von Wissenschaftsdisziplinen, wie beispielsweise der „Wirtschaftspädagogik“), etwa dadurch, daß die gesellschaftlichen Bedingungen und Folgen des eigenen Tuns als naturgegeben angesehen werden.

Da Institutionen mit ihrer Routine, ihren Normen, ihren Leistungsansprüchen immer auch Über-Ich-Funktionen übernehmen (ebenda, S. 39), knüpfen sie ohnehin eher an regressiven Tendenzen der Individuen an und verstärken diese (z. B. Wünsche nach Geborgenheit und Zugehörigkeit bzw. Schutz- und Abwehrverhalten gegen irrealen, phantasierte, infantile

Ängste bzw. gegen Depressivität und Schuldgefühle); dies verleitet zur bloßen Befolgung von Regeln; Normen; Routinen – insbesondere dann, wenn die Institution nicht den Anspruch hat, diesen Prozeß zu reflektieren (vgl. Mentzos 1988, S. 79 ff.). Rollenidentifikationen werden so leicht zu bewußtlosen Anpassungsvorgängen (vgl. Gaertner/Wittenberger 1979, S. 41).

3.2. Selbstreflexive Institutionen

1. In ihnen geht es vorrangig um die Entwicklung und Aufrechterhaltung von *Sinnstrukturen*, und zwar in einem selbstreflexiven Prozeß. Sinnstrukturen sind dazu auf gesellschaftlicher bzw. institutioneller und vermittelt damit auf individueller Ebene zu entfalten. Es geht dabei im vorliegenden Zusammenhang einerseits um Prozesse der Etablierung von Werten, andererseits um Identität, Handlungskontinuität und Handlungskonsistenz der beteiligten Personen.

Um als Handelnder in einer (selbstreflexiven) Institution überhaupt eine Identität entwickeln zu können, müssen zunächst die Sinnstrukturen dieser Institution selbst, das heißt in unserem Zusammenhang vor allem die Werte und Normen, an denen sie ihr Vorgehen orientieren kann, gefunden werden. Dies soll hier am Beispiel der Institution „Supervision“ gezeigt werden.

Wie angesichts der relativen Unentwickeltheit der Identität dieser noch sehr jungen Institution nicht anders zu erwarten, gibt es über anzustrebende Werte zwischen SupervisorInnen keinen Konsens (vgl. dazu die Aufsätze und Interviews zum Thema „politische Dimensionen der Supervision“ im Heft 8 der Zeitschrift „Supervision“, 1985 bzw. das Heft 25/1994: „Wertfragen in der Supervision“).

Da jedoch eine „*Wertfreiheit*“ wissenschaftlichen Tuns in unserer Gesellschaft *nicht* gegeben ist, es insbesondere auch keine Theorie der Gesellschaft gibt, die nicht politische Interessen mit einschließt (Horkheimer 1970, S. 40), muß eine Supervisionspraxis, die auf den Erkenntnissen solcher Konstrukte fußt (z. B. angewandte Gruppendynamik und Psychoanalyse), ihrerseits auch eine Wertentscheidung treffen. (Vorläufige) Orientierungen darüber, wie eine solche Entscheidung aussehen könnte, geben etwa Leuschner, Wittenberger oder Bachmann. Wittenberger formuliert in diesem Zusammenhang: „Supervisoren ... müssen sich ... als eine gesellschaftliche Kraft verstehen, die ... aufklärerisch Widerstand leistet“ (Wittenberger 1985, S. 41); v. a. gegenüber dem Interesse der Institutionen, die versuchen Supervision im Sinne der bloßen Anpassung an bestehende

gesellschaftliche und innerinstitutionelle Zustände zu funktionalisieren (vgl. auch Leuschner 1988, S. 14 ff., Bachmann 1981, S. 13 f.). Dies bedeutet, daß der Supervisor „im Namen der Wahrheit“ Partei ergreift (Wittenberger 1985, S. 43), d. h. den Wert „Aufklärung“ entfaltet und gegen funktionalistische Vereinnahmungsversuche verteidigt. Dies ist nur dann zu leisten, wenn im SV-Prozeß gleichermaßen psychische Strukturen, institutionelle Fixierungen und gesellschaftliche Determinationen berücksichtigt und kritisch reflektiert werden. Voraussetzung dafür ist allerdings ein geeignetes methodisches Instrumentarium, – z. B. Psychoanalyse und angewandte Gruppendynamik (vgl. Weigand 1979, S. 92 f. und S. 98 f.).

Die subjektorientierte Entwicklung der *Identität* wird im Anschluß an Wellendorf als Balanceakt verstanden, der immer wieder neuer Anstrengungen der beteiligten Individuen bedarf; die Balance muß erfolgen zwischen den von der Institution geforderten, d. h. von anderen festgelegten Identitätsmustern, und der sozusagen auf die Spitze getriebenen Einzigartigkeit des Individuums. Mißlingt diese Balance sind (rigide) Erstarrung oder Identitätsdiffusion die Folge. „Soziale Identität“ und „persönliche Identität“ müssen deshalb in Einklang gebracht werden. Der ‚Ort‘ dafür ist die soziale Interaktion. Identität in diesem Verständnis ist das Ergebnis eines wechselseitigen Zuschreibungs- und Interpretationsprozesses der jeweiligen Interaktionspartner (Wellendorf 1979, S. 35 ff.). Dieser Ansatz bleibt als soziologische Handlungstheorie nicht dem Modell des einsamen, erkenntnis- und handlungsfähigen Subjekts verhaftet, das einer Gesamtheit existierender Sachverhalte lediglich ausgesetzt ist (vgl. Habermas 1984, S. 572). Daraus folgt beispielsweise auch, daß die Ursache von Schwierigkeiten nicht allein auf dem Hintergrund mangelnder Leistungen eines Individuums oder einer Gruppe von Individuen verstanden werden kann, sondern die Betrachtung der Beziehungen zu Institutionen und Gesellschaft ein Schwerpunkt der Analyse sein muß. Neben das in unserer Gesellschaft vorherrschende Leistungsverständnis tritt demnach ein Prozeßverständnis der Genese von Schwierigkeiten, das vor allem den sozialen Kontext einbezieht. Fokus ist also nicht die Betrachtung von Defekten, sondern die Untersuchung von Konflikten. Die Mitglieder der jeweils beteiligten Institution(en) gelten dabei als entscheidungsfähig und entscheidungswillig und zu eigenverantwortlichem Handeln befähigt.

Wobei korrespondierend mit dem Menschenbild der Psychoanalyse *Konflikte* als zum Wesen des Menschen gehörig und für die Beziehungsgestaltung grundsätzlich förderlich betrachtet werden. „Im Gegensatz zum Alltagsverständnis von Konflikten, die vor dem Hintergrund menschlicher Harmoniebedürfnisse gemeinhin als störend, hinderlich, sogar gefährlich bewertet werden ...“ (Leuschner 1993, S. 16), wird der Konflikt als eine

Komponente aller sozialen Beziehungen angesehen. Seine Bearbeitung hat häufig stabilisierende Wirkung auf Beziehungen, indem nämlich durch die dadurch mögliche Auflösung von Spannungen Einheit und Gleichgewicht zwischen den Konfliktparteien (wieder)hergestellt werden können. Diese Integrationswirkung ist mindestens dann zu erwarten, wenn der Konflikt nicht jenen Zielen, Werten oder Interessen zuwiderläuft, auf die sich die Beziehung gründet (vgl. Coser 1972, S. 85 ff.).

Ein wesentliches Element einer solchen Beziehung ist das *Verstehen*. Verstehen ist nämlich ein Zeichen dafür, daß ich mich ernsthaft und ohne Vorbehalte auf den anderen eingelassen, d. h. eine Beziehung zu ihm hergestellt habe (vgl. Wellendorf 1982, S. 8). In dem Maße, in dem diese Beziehung für beide InteraktionspartnerInnen (SupervisandIn und SupervisorIn) an Tragfähigkeit gewinnt, können auch beide die Erfahrung machen, daß das Anerkennen beunruhigender, beschämender, schmerzlicher Tatsachen nicht die Gefahr des Kontaktabbruchs mit sich bringt, weil sie als zu den handelnden Personen gehörig erachtet werden. Sind sie sich dessen gewiß, so kann ein Supervisand sich auch erlauben zu verstehen, was er bisher zu verstehen vermeiden mußte. In dem Maß, wie sich diese Erfahrung bei ihm stabilisiert, kann er auch seine eigenen Klienten besser verstehen (vgl. ebenda, S. 11).

Aus dem bisher Gesagten dürfte bereits deutlich geworden sein, daß diese Art des miteinander Umgehens (Verstehen in und durch die Beziehung) nicht verordnet oder gar erzwungen werden kann. Verstehen heißt für den Supervisanden nämlich nicht, daß er das Verstehen des Supervisors akzeptiert und dann übernimmt, nur weil der Supervisor ihm etwas aufzeigt, was er bisher (vielleicht aus guten Gründen) nicht gesehen hat. Der Supervisand muß vielmehr selbst einen Weg finden, das bisher Verleugnete oder Nicht-Gesehene in das Verständnis seiner Arbeit zu integrieren (vgl. Wellendorf 1982, S. 12). Möglicherweise bleibt der Supervisand in einem bestimmten Punkt auch bei seinem (noch)-Nicht-verstehen(wollen), ohne daß dies dann die Supervisions-Beziehung gefährdet.

Verstehen ist dabei immer deutlich mehr als ein rein kognitiver Prozeß. Vom Alltags-Verstehen ist es auch dadurch unterschieden, daß es durch die Einbeziehung der Übertragungs- und Gegenübertragungsphänomene die Dimension des Unbewußten als wichtigen Teil des Verstehensprozesses ansieht (Wittenberger 1982, S. 56).

Dieses „psychoanalytische Verstehen“ richtet sich darauf, die Mitteilungen des Supervisanden als Darstellung von Situationen, Szenen, dramatischen Arrangements, d. h. also insgesamt als Darstellung von szenisch ausgespielten zwischenmenschlichen Beziehungsfiguren zu erkennen. Indem der Analytiker sich die Mitteilungen seines Gegenübers „... szenisch

vergegenwärtigt, bringt er sich die Grundelemente der betreffenden subjektiven Lebenspraxis ... als das vor Augen, was sie ursprünglich waren, nämlich ... Niederschläge szenischen Interagierens zwischen Mutter und Kind und allen späteren Beziehungsfiguren ...“ (Lorenzer 1977, S. 120). „Die Wiederkehr des Verdrängten zwingt den Patienten nämlich in immer gleicher Weise szenisch zu agieren“ (Lorenzer 1970, S. 166). Er „agiert in Szenen mit dem gleichen dramatischen Muster, demselben dramatischen Entwurf in tausenderlei Verkleidungen. Die Bedeutung der sich immer wiederholenden, in ihrer Art und Struktur gleichbleibenden Szenen zu erfassen, ist ... Aufgabe des szenischen Verstehens“ (ebenda). Auch dieses szenische Verstehen, das auf die Situation abstellt, ist auf das „unmittelbare Zusammenspiel“ – die Beziehung – zwischen Analytiker und Analysand angewiesen (Lorenzer 1977, S. 120 u. S. 156). „Szenisches Verstehen, das die vom Analysanden geschilderten Alltagsszenen (z. B. Auseinandersetzung mit dem Vorgesetzten) mit der Übertragungsszene (Auseinandersetzung mit dem Analytiker) und der Ursprungsszene (Auseinandersetzung mit dem Vater) verknüpft und den ursprünglichen emotionalen Beziehungsanteil in aktuellen Interaktionen erhellt und zu verstehen hilft, ist eine für die Supervisionspraxis fruchtbare Technik“ (Wittenberger 1982, S. 57).

Die Gesamtsituation des Supervisanden in seinem Praxiszusammenhang kann jedoch nur dann gänzlich verstanden werden, wenn gleichermaßen das System der Interdependenzen, das den einzelnen mit den sozialen Gruppierungen verbindet, in denen er arbeitet, auf der Grundlage eines sozialpsychologischen Verständnisses mit untersucht wird. Zentrales Anliegen dabei ist die „Aufklärung und Überprüfung der an Interaktionsprozessen Teilnehmenden durch die Reflexion von gemeinsamen Erfahrungen und durch theoriegeleitete Erklärungen des lebenspraktischen Handlungs- und Verstehenszusammenhanges, in den sie gemeinsam involviert sind“ (Geißler 1979, S. 11).

Die so gefundene (vorläufige) Diagnose ist dann Grundlage des weiteren, von Supervisor und Supervisand gemeinsam zu planenden Vorgehens. Wobei auch schon die diagnostischen Hypothesen in der Auseinandersetzung mit dem Supervisanden zu überprüfen wären. Ohne eine solche prüfende Auseinandersetzung bleibt eine Diagnose Geheimwissen, wird dadurch unangreifbar und unkontrollierbar mit der Tendenz, sich notwendige Bestätigungen dann selbst zu suchen. Die Entscheidung, wann und wie eine solche Mitteilung erfolgt, muß ihrerseits diagnostisch abgesichert sein. Sie wird im Regelfall vom Supervisor allein getroffen, unterliegt jedoch spätestens dann auch der Beurteilung durch den Supervisanden.

2. Die „Mitgliedschaft“ in selbstreflexiven Institutionen ist prinzipiell freiwillig. Sie wird (im Gegensatz zu technischen Institutionen) durch bewußte Zuordnung erworben.

3. Das Handeln in ihnen ist *subjektorientiert* – unter Beachtung der durch die „Objekte“ (im psychoanalytischen Sinn) vorgegebenen Handlungsspezifika (in der SV: v. a. Beachtung des Klientels der Supervisanden und der institutionellen Bedingungen ihrer Arbeit).

4. Die Handlungssteuerung erfolgt in einem *interaktiven* Prozeß symbolvermittelter Kommunikation.

In der Institution Supervision als einer Institution mit selbstreflexivem Anspruch (vgl. dazu DGSv 1996, S. 12) geht es um die Entwicklung und Aufrechterhaltung von objektiven und subjektiven Sinnstrukturen (s. o.). Dies geschieht in symbolvermittelten interaktiven Prozessen. Die Bedeutungen der verwendeten Symbole liegen dabei nicht a priori und starr fest. Vielmehr impliziert Interaktion in der Supervision (wie auch sonst in der sozialen Realität) einen permanenten Prozeß der Interpretation und Definition etwa der Ziele, Bedürfnisse, Erwartungen, Regeln und Normen, an denen das soziale Verhalten orientiert ist (Wellendorf 1979, S. 19; s. a. Weigand 1979, S. 100).

Dies geschieht in einem verständigungsorientierten *kommunikativen Handeln*³, das auf wechselseitiger Akzeptierung und auf der Einstellung beruht, daß sich unterschiedliche Sichtweisen und Interessenlagen grundsätzlich gleichberechtigt gegenüberstehen. Das, was jeweils (vorläufig) als „richtig“ gelten soll, wird im Rahmen eines herrschaftsfreien Diskurses zwischen Supervisor und Supervisanden (bzw. zwischen den Supervisanden) bestimmt.⁴ In diesem Diskurs verständigen sich Sprecher und Hörer miteinander über eine gegebene Situation. Nur wenn dabei ein Einverständnis zwischen den Interaktionspartnern erzielt werden kann, haben die Beteiligten ein Wissen/eine Deutung als gültig, d. h. als intersubjektiv verbindlich akzeptiert. Ein Einverständnis kann demnach der einen Seite von der anderen nicht auferlegt werden; „was ersichtlich durch äußere Einwirkung, durch Gratifikation, Abschreckung, Suggestion oder Irreführung zustandekommt, kann subjektiv nicht als Einverständnis zählen“ (Habermas 1984, S. 574 f.). (Es geht also hier um kooperative Deutungen, nicht um Zuschreibungen.) Kommunikatives Handeln muß also die Kooperationsbereitschaft der Interaktionspartner voraussetzen. Mittel der Verständigung, die in diesem Modell immer auf Einverständnis zielt, ist die Sprache; ihr manipulativer Gebrauch ist folglich auch ausgeschlossen (vgl. ebenda, S. 579 f.). „In diesem Diskurs spielt weniger das Resultat als vielmehr der Prozeß der Erkenntnisgewinnung, der als kommunikative

Klärung der Determinanten sozialen Handelns angelegt ist, eine entscheidende Rolle“ (Gaertner/Wittenberger 1979, S. 32).

5. Das *Austausch*verhältnis der handelnden Personen mit der Gesamtinstitution bzw. der Gesellschaft vollzieht sich *dialektisch*.

Das heißt, es gibt eine dialektische Spannung zwischen einerseits den institutionellen bzw. gesellschaftlichen Normen, die auf die Handlungsfähigkeit des Gesamtsystems ausgerichtet sind, und andererseits den Bedürfnissen, die den persönlichen und individuellen Motivationen und Antriebskräften der Angehörigen der jeweiligen Institution entstammen.

Dies hat zur Folge, daß durch Eingriffe, welche die Institution zur Sicherstellung ihrer Aufgabenerfüllung vornehmen muß, die individuellen Freiheitsräume des einzelnen zugunsten der Funktionsfähigkeit des Gesamtsystems immer wieder eingeschränkt werden; gleichzeitig dürfen jedoch institutionelle Spielregeln nicht rigide gehandhabt werden, sollen die Gestaltungsräume der Mitglieder der jeweiligen Institution und damit positive Rückwirkungen auf das Gesamtsystem optimal gefördert werden können (vgl. Leuschner 1993). Dies wiederum ist eine wichtige Voraussetzung, das Überleben des Systems längerfristig zu sichern. Supervision hätte dieses dialektische Zusammenspiel für die Selbstentfaltung der beteiligten Individuen produktiv werden zu lassen, indem sie immer wieder die Stellen kennzeichnet an denen, beispielsweise durch überzogene Regelungsansprüche der Institution, die für diese Entwicklung notwendigen Spielräume verloren zu gehen drohen. Wobei aufgetretene Widersprüche dadurch noch nicht gelöst sind – sie können indes ihre emanzipatorische Seite nur in einem Reflexionsprozeß entfalten.

6. Wirkungen selbstreflexiver Institutionen: In einer selbstreflexiven Institution wird versucht (unter Bezugnahme auf die Ergebnisse selbstreflexiver Wissenschaften⁵), diesen Prozeß der Beeinflussung der Individuen zu rekonstruieren; dadurch werden subjektive Voraussetzungen für die Veränderung des beruflichen Handelns der Supervisanden und der institutionellen Bedingungen, in denen sich dieses Handeln vollzieht, entwickelt; d. h. eine differenzierte Fortentwicklung der Identität der beteiligten Menschen in Richtung Emanzipation, verstanden als *Entwicklung subjektiver Handlungsfähigkeit* und damit Reduzierung von Fremdbestimmung, wird so u. U. möglich (vgl. Weigand 1979).

Die Rollenidentifikation erfolgt als aktiver Aneignungsvorgang (vgl. Gaertner/Wittenberger 1979, S. 41), wesentlich ist in diesem Zusammenhang die bewußte Einsicht in das vom Über-Ich (und der Institution) geforderte Rollenverhalten (ebenda, S. 44) und die aktive Auseinandersetzung damit.

3.3. Zwei Typen von Institutionen

	<i>Technische</i>	<i>Selbstreflexive</i>
1. Zweck	Anbieten von Gütern und Diensten	Entwicklung/Aufrechterhaltung von Sinn
2. Mitgliedschaft	Funktionalität	Aufklärung
3. Fokus des Handelns	unvermeidbar	freiwillig
	Objekte	Subjekte
	Taylorismus	Verstehen
4. Handlungssteuerung	über instrumentelle Normen	in einem interaktiven Prozeß
	erfolgsorientiertes Vorgehen	verständigungsorientiertes Vorgehen
5. Bezug zur sozialen Umgebung	nach der Logik technischer Prozesse	dialektisch
6. Wirkungen	konstruktbedingte eingeschränkte Möglichkeiten der Identitätsentwicklung	differenzierte Fortentwicklung der Identität
	Regression	Emanzipation
	Rollenidentifikation: unreflektiert	aktiv/reflexiv

4. Einige Folgerungen für supervisorisches Handeln

Die Institution Supervision befindet sich noch in einem Prozeß der Ausbildung ihrer inneren Struktur. In dieser Entwicklungsphase lassen sich ihre noch nicht konsistent ausgeprägten Merkmale am besten vergleichend einschätzen (auch durch die in ihr handelnden Personen). Diese relative Ungeklärtheit bedeutet für die an der Strukturbildung teilhabenden Personen, daß sie m. E. gut beraten wären, sich in ihrem professionellen Handeln und Reden immer wieder des eigenen Standorts auf dem Kontinuum zwischen selbstreflexiver und technischer Struktur zu vergewissern. Das

heißt, sie sollten sich in einem Vergleichsprozeß immer wieder gleichsam selbst verorten, um der Gefahr der bloßen Apologie eines bestehenden vorläufigen Entwicklungszustands zu entgehen. Wird dieser Entwicklungsschritt in der täglichen Praxis übergangen, könnte nämlich das Ergebnis eine institutionelle Verfassung sein, die sich von den Verfassungen der Institutionen, die Supervision nachfragen nicht (wesentlich) unterscheidet; d. h. SV wird so, institutionstheoretisch gesehen, tendenziell in jenen Institutionen aufgehen, die ihre Dienste nachfragen, insofern sie eine ihrer wichtigsten Eigenschaften, nämlich die, ein (reflektiertes und reflektierendes) Gegenüber sein zu können, nicht genügend entwickelt haben wird.

Selbstreflexivität dürfte nämlich bezogen auf die Institution Supervision augenblicklich noch eher die Beschreibung eines Zielzustandes (vgl. dazu DGSv 1996) als eine konkrete Beschreibung ihres Tuns sein. Damit sich das ändern kann, wäre eine bewußte Entscheidung möglichst vieler der in der sich entwickelnden Institution Tätigen für den selbstreflexiven Typ sozialen Handelns erforderlich. Wird diese Entscheidung nicht getroffen, so bleibt die Zuordnung gleichwohl nicht offen, sondern erfolgt gleichsam automatisch – dies ergibt sich schon aus den in dieser Gesellschaft vorherrschenden kollektiven Sinngebilden, Strukturbildungen und Handlungsmustern, die allesamt eher „technisch“ verfaßt sind. Vor allem jene kritisch zu durchleuchten gehört eigentlich zum täglichen Brot eines Supervisors/einer Supervisorin. Ohne permanente reflexive Selbstvergewisserung ist das allerdings nicht zu leisten. Dafür ist wiederum eine ausdrückliche Entscheidung notwendige Voraussetzung, denn ohne einen solchen bewußten Entschluß kann man, wie oben bereits ausgeführt (s. 3.2.), gar nicht „Mitglied“ einer selbstreflexiven Institution sein.

Eine ohne eine solche Entscheidung notwendigerweise zustande kommende (unreflektierte) Orientierung an den Vorgehensweisen und Zielzuständen technischer Institutionen würde nicht nur dem eigenen Bild, das der Berufsverband für SupervisorInnen als (verbindliche (?)) Orientierung seiner Mitglieder vorstellt, nicht gerecht werden, sie würde auch dazu beitragen, die gesellschaftlichen Kräfte, die sich an Aufklärung, Emanzipation der Menschen oder Solidarität orientieren, zu schwächen – ein Verlust an Menschlichkeit würde letztlich damit einhergehen. Die Institution Supervision muß diese mit Selbstreflexivität verbundenen Werte indes nicht alleine hochhalten. Wichtig ist deshalb in diesem Zusammenhang, neben der Betrachtung etwa sozialer Bedingungen, auch die Frage nach den theoretischen Bezugspunkten, für eine derartige Orientierung supervisorischen Handelns, damit sich die Entscheidung für ein selbstreflexives Vorgehen nicht in bloßem Dezisionismus erschöpft. So trifft sich Supervision in ihrem aufklärerischen Impetus (vgl. oben 3.2.) beispielsweise mit

den Erkenntnisinteressen soziologischer Theorien und Theoretiker. Auch dort geht es im Rahmen der Reflexion der sozialen Realität beispielsweise darum, die Ideologien, Illusionen und Wünsche, die dazu beitragen, die Realität zu verdunkeln, zu entschleiern, Zwänge zu benennen, denen die sozialen Akteure ausgesetzt sind, dabei die Tatsachen für alle vernehmbar auszusprechen, um dadurch ein selbstbestimmtes, an substantieller Vernunft sich ausrichtendes Handeln zu ermöglichen⁶ (vgl. Elias, in: Heerma van Voss/van Stolk 1990). Diese Theorien gilt es für unsere Praxis zu erschließen⁷, auch um unser für die Erfassung sozialer Sachverhalte notwendiges analytisches Instrumentarium weiter zu entwickeln.

Anschrift des Verf.: Robert Eckert, Tennenloher Str. 24, 91080 Uttenreuth

Anmerkungen

- 1 Zur Bedeutung dieser „Unabhängigkeit“ für die Entwicklung einer Profession vgl. Lehmenkühler-Leuschner (1993).
- 2 Die im vorliegenden Heft behandelten hoch ideologisierten Institutionen stellen einen Typ sozialer Organisation dar, der außer in diesem ersten Merkmal (Funktionalität) noch weitere Eigenschaften technischer Institutionen verkörpern dürfte. Sie können wohl als praktische Beispiele zu den knappen theoretischen Ausführungen dieses Abschnitts gelesen werden.
- 3 Kommunikatives und strategisches Handeln sind die zwei alternativen Typen sozialen Handelns, die Habermas in seiner Theorie des kommunikativen Handelns herausgearbeitet hat.
- 4 Diese Art von Konsensbildung ist jedoch für Störungen und Verzerrungen anfällig – s. dazu im einzelnen Schreyögg 1992, S. 19.
- 5 Wobei mir durchaus bewußt ist, daß die auch (noch) ihre „blinden Flecken“ aufweisen. Für die Psychoanalyse hat das beispielsweise Schülein deutlich gezeigt (Schülein 1978).
- 6 Dafür bieten sicherlich die im vorliegenden Heft dargestellten Einrichtungen ein reiches Betätigungsfeld, da gerade Ideologien prinzipiell die Konsequenz haben, ihren Trägern und Adressaten die Realität zu verdunkeln – geht es doch in der Supervision um die Offenlegung von Abhängigkeiten (von Ideologien genauso wie von anderen institutionellen Zwängen). Der Impetus von Supervision steht dabei kontradiktorisch zu dem von Ideologien: während Ideologien Sachverhalte häufig verabsolutieren, richtet sich Supervision auf die Anregung/Begleitung von Veränderungsprozessen.
- 7 Ein unter SupervisorInnen nicht ganz selten anzutreffender Widerwille, sich mit Sachverhalten zu konfrontieren, die in Termini soziologischer Theorien dargestellt sind (vgl. dazu auch Wittenberger 1996, S. 106), ist dabei allerdings ziemlich kontraproduktiv.

Literatur

- Bachmann, C. H. (1981): Einleitung und Nachtrag. In: Bachmann, C. H. (Hg.): Kritik der Gruppendynamik. Grenzen und Möglichkeiten sozialen Lernens. Frankfurt/M.
- Bauman, Z. (1992): Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust. Hamburg.
- Beck, U./Giddens, A./Lash, S. (1996): Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse. Frankfurt/M.
- Beck, U. (1996): Das Zeitalter der Nebenfolgen und die Politisierung der Moderne. In: Beck, U./Giddens, A./Lash, S. (1996).
- Bühl, W. L. (1994): Institution. In: Fuchs-Heinritz, W./Lautmann, R./Rammstedt, O./Wienold, H. (Hg.): Lexikon zur Soziologie, Opladen.
- Coser, L. A. (1972): Theorie sozialer Konflikte. Neuwied und Berlin.
- Deutsche Gesellschaft für Supervision (Hg.) (1996): Supervision – professionelle Beratung zur Qualitätssicherung am Arbeitsplatz. Köln.
- Edding, C. (1994): Profession, Markt und Geld. Der Supervisor als Kleinunternehmer. In: Supervision, Heft 25, S. 43–59.
- Gaertner, A./Wittenberger, G. (1979): Supervision und der institutionelle Diskurs. In: Akademie für Jugendfragen (Hg.): Supervision im Spannungsfeld zwischen Person und Institution. Freiburg.
- Geißler, K. A. (1979): Gruppendynamik in der Lehrerbildung. Das hessische Konzept der gruppendynamischen Lehrerfortbildung. In: Geißler, K. A. (1979): Gruppendynamik für Lehrer. Was Lehrer verändern können. Hamburg.
- Giddens, A. (1995): Konsequenzen der Moderne. Frankfurt/M.
- Habermas, J. (1984): Erläuterungen zum Begriff des kommunikativen Handelns. In: derselbe (1984): Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt/M.
- Heerma van Voss, A. J./van Stolk, A. (1990): Biographisches Interview mit Norbert Elias. In: Norbert Elias über sich selbst. Frankfurt/M.
- Horkheimer, M. (1970): Traditionelle und kritische Theorie. Vier Aufsätze. Frankfurt/M.
- Horkheimer, M. (1991a): Zur Kritik der instrumentellen Vernunft. (Gesammelte Schriften, Bd. 6). Frankfurt/M.
- Horkheimer, M. (1991b): Notizen 1949–1969. (Gesammelte Schriften, Bd. 6.) Frankfurt/M.
- König, R. (1967): Institution/Struktur, in: König, R. (Hg.): Soziologie. Frankfurt/M.
- Lehmenkühler-Leuschner, A. (1993): Professionelles Handeln und Supervision. Eine Einführung in professionssoziologische Grundlagen. In: Forum Supervision, Heft 2, S. 8–34.
- Leuschner, G. (1988): Fragen zum gesellschaftlichen Standort von Supervision. In: Kersting, H. J./Krapohl, L./Leuschner, G.: Diagnose und Intervention in Supervisionsprozessen. Aachen.
- Leuschner, G. (1993): Wechselseitige Abhängigkeit und Diskurs. Aspekte angewandter Gruppendynamik in der Supervisionsausbildung. In: Forum Supervision, Heft 1, S. 7–32.
- Lorenzer, A. (1970): Sprachzerstörung und Rekonstruktion. Vorarbeiten zu einer Metatheorie der Psychoanalyse. Frankfurt/M.
- Lorenzer, A. (1977): Sprachspiel und Interaktionsformen. Vorträge und Aufsätze zu Psychoanalyse, Sprache und Praxis. Frankfurt/M.
- Mentzos, S. (1988): Interpersonale und institutionalisierte Abwehr. Erweiterte Neuausgabe. Frankfurt/M.
- Schüle, J. A. (1978): Probleme und Risiken selbstreflexiver Institutionen am Beispiel der Psychoanalyse. In: KZfSS 1978, H. 1, S. 60–86.

- Schüle, J. A. (1987): Theorie der Institution. Eine dogmengeschichtliche und konzeptionelle Analyse. Opladen.
- Schreyögg, A. (1992): Die ethische Dimension in der Supervision. In: Pühl, H. (Hg.): Handbuch der Supervision. Beratung und Reflexion in Ausbildung, Beruf und Organisation. Berlin.
- Weigand, W. (1979): Supervision: Durch Selbstreflexion zur Emanzipation. In: Akademie für Jugendfragen (Hg.): Supervision im Spannungsfeld zwischen Person und Institution. Freiburg.
- Wellendorf, F. (1979): Schulische Sozialisation und Identität. Zur Sozialpsychologie der Schule als Institution. Weinheim und Basel.
- Wellendorf, F. (1982): Verstehen in der Supervision. In: Supervision, Heft 1, S. 7–20.
- Wittenberger, G. (1982): Reflexionen zum Thema „Verstehen“. In: Supervision, Heft 1, S. 47–58.
- Wittenberger, G. (1985): Supervision eine Sozialtechnologie? Über den Unsinn der „Tendenzwende“ in der Supervisionsdiskussion. In: Supervision, Heft 8, S. 37–54.
- Wittenberger, G. (1996): Über das Irrationale in Gruppen und die Schwierigkeit als SupervisorIn eine Gruppenidentität zu entwickeln. In: Forum Supervision, Sonderheft 1, S. 80–116.

Barbara Wiese

„Wer nicht für uns ist, ist gegen uns“

Gedanken zur Dynamik zwischen ideologischen Ansprüchen von Institutionen und Supervision

Zusammenfassung: Ausgehend von psychoanalytischen und soziologischen Überlegungen werden 5 Thesen zur Dynamik zwischen besonders ideologisch geprägten Institutionen und Supervision/SupervisorInnen aufgestellt. An Praxisbeispielen werden Aspekte dieser Dynamik erläutert: Einverleibung vs. Ausstoßung seitens der Institution, Bemächtigungstendenzen auf Seiten von Supervision, Größenphantasien auf beiden Seiten, Unterwerfungsansprüche durch Ideologien und Umgang mit Macht- und Glaubensfragen.

Im supervisorischen Kontext und in anderen Zusammenhängen werden die Begriffe „Ideologie“ und „Institution“ verwendet, als seien sie selbstverständlich. Wir sprechen von „sozialen Institutionen“, „totalen Institutionen“ (Goffman 1972), der „negierten Institution“ (Basaglia 1973), den Institutionen „Kirche“ und „Ehe“, jemand „ist“ eine Institution ... Wir reden über „ideologische Ansprüche“, „Firmen- oder Institutionsideologien“, „ideologische Verschleierungen“, den „institutionellen Mythos“ (Pühl 1995) und „institutionalisierte Abwehr“ (Mentzos 1976). Beide Begriffe sind alltagssprachlich vereinnahmt und eingeschliffen. Sie entstammen den verschiedensten Theoriegebäuden und werden je nach Zugehörigkeit und Herkunft definiert.

Die Ursprünge des Ideologiebegriffs finden wir bei Francis Bacon (1561 bis 1621), der mit dem Begriff „Idole“ die „Verblendungen“, d. h. Ungenauigkeiten und Trübungen der Naturerkenntnis bezeichnete. Bacons Sichtweise beinhaltet, daß bereits sprachliche Symbolisierungen Wahrheitsfindung und Urteilsbildung behindern, wie auch vorgefaßte Meinungen und Vorstellungen. Hier beginnt das neuzeitliche Denken, das sich durch Skepsis als Methode und Kritik als Bestandteil, ja Voraussetzung des Denkens auszeichnet (vgl. Lenk 1967). Philosophiegeschichtlich war es von nun an möglich, sich mit dem Problem von Ideologie(en) auseinanderzusetzen. Ich nenne hier nur die religionskritischen Schriften Ludwig Feuerbachs oder Sigmund Freuds, die Marxsche Ideologiekritik und ihre Erweiterungen, die „Frankfurter Schule“ und viele Ansätze des positivistischen Ideologieverständnisses von Comte bis Gehlen.

Heute, in der hochentwickelten Industriegesellschaft, beschäftigen sich Soziologie und politische Wissenschaften weniger mit Fragen der Ideolo-

giebildung als mit den ungeheuren Umwälzungen der industriellen Modernisierungsprozesse und ihren Folgen für die Menschen. Der Begriff der Institution jedoch bleibt weiterhin von Interesse, z. B. im Zusammenhang mit der Sozialstaatsdebatte oder bei der Analyse und Einschätzung der Entwicklung der Wohlfahrtsverbände. Als supervisorische Pragmatiker hantieren wir mit beiden Begriffen ungeniert, umgangssprachlich ist „Ideologie“ dann so etwas wie eine unausgesprochene Weltanschauung und „Institution“ ist dann der feste Zusammenhang in der Einrichtung, in die ich gehe, um Supervision zu machen.

Grundlegend für das Verstehen von Menschen und Institutionen sind für mich immer noch die Erkenntnisse Freuds. In „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ (Freud 1920) stellt er am Beispiel der Institutionen Kirche und Heer die innerseelischen Vorgänge und Abwehrmechanismen „Identifikation“, „Introjektion“ und „Idealisierung“ dar. Kurz gesagt: Menschen entwickeln libidinöse Bindungen an Führer oder Ideen. Mit „Identifikation“ bezeichnet er die „früheste Äußerung einer Gefühlsbindung an eine andere Person“. Im Vorgang der Introjektion bereichere sich das Ich um die Eigenschaften des Objekts, und in der „Idealisierung“ werde das Objekt an die Stelle des Ich-Ideals gesetzt. Ebenso entstehe eine libidinöse Bindung an die „Brüder und Schwestern“, der Neid auf diese werde abgewehrt – mit Hilfe des Korpsgeistes beim Militär, des Gemeinschaftsgefühls in der kirchlichen Gemeinde. Abgeleitet von der Erfahrung der kindlichen Hilflosigkeit produziere die menschliche Ohnmacht das Bedürfnis nach Schutz, „Vatersehnsucht“. Der Vater werde bewundert, aber auch gefürchtet, was zu dauerhafter Ambivalenz führe. So entstünden Denkverbote.

Die Analyse institutioneller und gesellschaftlicher Abwehr- und Anpassungsmechanismen (Mentzos 1976 und Parin 1982) in Verbindung mit den individuellen Abwehrmustern gehört für mich ebenso zum Handwerk der Supervisorin. „Supervision im Spannungsfeld zwischen Person und Institution“ heißt der 1979 erschienene Beitrag, in dem Gaertner und Wittenberger entwickeln, wie sie die Verschränkung von gesellschaftlichen und institutionellen Aspekten mit individueller Geschichte verstehen und wie sie sich einen institutionellen Diskurs in der supervisorischen Praxis darüber vorstellen. Hier wird die Komplexität und Vielschichtigkeit dieses Prozesses exemplarisch analysiert. In diesem Spannungsfeld bewegt sich Supervision, daran hat sich nichts geändert.

Institutionen mit besonderer ideologischer Prägung üben einen besonderen Reiz aus. Sei es, daß man sich besonders zu ihnen hingezogen fühlt, sei es, daß sie eher abstoßend wirken. Die eigene affektive Resonanz ist im Vorfeld deutlicher spürbar als in bezug auf gemäßigtere oder noch gänzlich unbekanntere Ideologien. Der Reiz des Neuen ist groß, wenn die ideolo-

gische Richtung zwar theoretisch bekannt ist, es aber noch keine supervisorische Berührung gab. Dann kommen Impulse auf „aufzudecken“, „dahinterzukommen“, „durchzublicken“. Die reale oder phantasierte Geschlossenheit einer Ideologie erzeugt entweder den Wunsch, sie zu durchbrechen oder Ohnmachtsgefühle. Umgekehrt entsteht die Tendenz zur voreiligen Einordnung, wenn es um Bereiche geht, deren ideologische Ausrichtung bekannt erscheint, das supervisorische Interesse bleibt dann vielleicht begrenzt oder verschwindet. Ich vermute, daß solche inneren Vorgänge in SupervisorInnen „vor den Türen einer Institution“ sich häufiger ereignen. Im folgenden lege ich fünf Thesen dar, von denen ich meine, daß sie im Verhältnis von Supervision und Ideologie in Institutionen eine Rolle spielen.

1. Je enger die Ideologie, desto stärker die Neigung der Institution zu Mechanismen der Einverleibung oder Ausstoßung (Wer nicht für uns ist, ist gegen uns).

Die oben skizzierten Voreinstellungen und Phantasien, die sich im Vorfeld vor dem Erstkontakt mit Institutionen herausbilden können, korrespondieren mit genau diesen Tendenzen der Institutionen selber. Das bedeutet, daß affektive Besetzung und besondere Neugier den „Sog“ in eine Institution beschleunigen können. Im Falle unreflektierten Desinteresses werden SupervisorInnen – vielleicht in Bestätigung der eigenen Erwartung – leichter „ausgestoßen“. Oder bleiben gleich draußen. Ein Beispiel:

Von einer Beratungsstelle für mißbrauchte Mädchen und Frauen wird eine ehrenamtliche Mitarbeiterin beauftragt, die Therapeutinnen und Supervisorinnen der Stadt dahingehend zu befragen, ob sie hinter dem Konzept der absoluten Parteilichkeit für die Ratsuchenden stehen. Im Kolleginnenkreis ist zu hören, daß diese Gespräche zum Teil „inquisitorischen“ Charakter haben. Es besteht nur die Wahl zwischen absoluter Übereinstimmung oder völliger Ablehnung. Differenzierung ist nicht möglich, der Verdacht, die Täterseite schützen zu wollen, ist sofort im Raum.

Soziologisch formuliert, sind Ideologien – hier aus dem wissenssoziologischen Ansatz von Berger/Luckmann, 1969 – „Wirklichkeitsbestimmungen, mit der dieselbe allgemeinverbindliche Sinnwelt verschieden ausgelegt“ (werde) – in Abhängigkeit von Interessen innerhalb der betreffenden Gesellschaft (S. 132). Mögliche Konkurrenz für die jeweilige Sinnwelt werde „liquidiert“ (S. 130). Potentielle Abweichler würden entweder „therapiert“ oder „nihiliert“, z. B. mit Hilfe des Angehens mit Begriffen aus der eigenen Sinnwelt, d. h. mit dem Versuch, die abweichende Wirklichkeitsbestimmung der eigenen Sinnwelt einzuverleiben (S. 123). Identifikation, Introjektion und Idealisierung in Verbindung mit Spaltungsmechanismen (gut/böse) und Sündenbockbildungen sind in solch ideologischer

Abgeschlossenheit nicht selten vorherrschend. Diese Geschlossenheit stellt an Supervision eine Herausforderung dar. Der Erfolg der Bemühungen steht und fällt mit der Bereitschaft des Klientels, Widersprüche, Konflikte und Verunsicherungen überhaupt zuzulassen und zu reflektieren. Da jedoch die Gratifikation hoch ist, wenn ideologische Ansprüche mit Minderheitenpositionen versehen sind, wenn die Gruppierung sich in der Gesellschaft als unterdrückt empfindet, dann nimmt das Bewußtsein eher sektenähnlichen Charakter an – womit wir wieder bei der Religionskritik wären. Für Ideale zu kämpfen, erhöht die Person, stabilisiert das Selbstwertgefühl und eint die Mitglieder der Gruppe.

2. Eigene ideologische Anfälligkeiten, Identifikationsbereitschaften – auch als Gegenidentifikationen – werden leichter in Gang gesetzt, wenn SupervisorInnen es mit stark ideologieträchtigen Institutionen zu tun haben.

Als Supervisorin unterliege ich unter Umständen der Gefahr, grobere Abwehrmechanismen zu entwickeln oder sie bei den SupervisandInnen zu evozieren. Je mehr ich mich durch eine Institutionsideologie provoziert fühle, desto intensiver wird der Impuls, den „Laden umzukrempeln“, anstatt ihn supervisorisch anzugehen. Ein Beispiel:

Die MitarbeiterInnen einer Beratungsstelle vertreten das Konzept: „wir machen keine Therapie, wir beraten“. Auch der Träger nimmt diese Haltung ein. So weit so gut. Aber: das Konzept wird ständig unterlaufen, z. B. indem die BeraterInnen frisch Erlerntes aus ihren zum Teil explizit therapeutischen Fortbildungen in die Beratungssituationen einbringen. De facto üben sie Therapie aus. Die Haltung ist zur ideologischen Frage geworden. Die von mir in der Supervision angebotene und vertretene Reflexion des eigenen Handelns, das Untersuchen der Beziehungen zwischen KlientInnen und BeraterInnen, wird mit dem Einwurf belegt: „aber wir machen doch keine Therapie“. Insbesondere dann, wenn es um Phänomene des Unbewußten geht, manchmal schlichtweg um Nicht-Gewußtes im Sinne von Neuem. Die SupervisandInnen hatten einen komplexen Widerstand entwickelt: Ihrem ursprünglichen Vorhaben, keine Therapie zu machen, wollten sie treu bleiben, sie waren auf diese Maxime eingeschworen, die somit nicht mehr hinterfragbar war. Ihren AnfängerInnen-Status als Lernende verschiedenster Therapieformen wollten sie verleugnen. Zudem hatte Therapie, vor allem in psychoanalytischer Orientierung, den Hautgout des „Bürgerlichen“, „Angepaßten“. Die Supervisorin als erfahrene Psychotherapeutin mußte auf Distanz gehalten werden. Dementsprechend war mein Affekt: „denen zeig ich's!“ siehe auch Punkt 3.

3. Unbewußte Größenphantasien als Bestandteile von Ideologien können unbewußte Größenphantasien als Gegenreaktionen erzeugen oder verstärken.

Anknüpfend an das obige Beispiel möchte ich mich kurz mit der Phantasie des „Unterwanderns“ beschäftigen. Entstanden ist der Begriff wohl in Verbindung mit der faschistischen Diktion als „kommunistische Unterwanderung“, „bolschewistische Unterwanderung“. Gemeint ist, daß eine feindliche Ideologie unerkannt in die Geschlossenheit der eigenen Reihen dringt. Aufgegriffen wurde der Begriff später, Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre im Zusammenhang damit, daß von einem Teil der linken Bewegung mit der Parole „Marsch durch die Institutionen“ eine Art Unterwanderungsstrategie des Staates propagiert wurde. Auch hier handelte es sich um die Vorstellung, in Institutionen unerkannt einzudringen und die dortigen Machtverhältnisse heimlich zu verändern.

In dem unter Punkt 3 genannten Beispiel von den therapeutierenden BeraterInnen versuchte ich selbst „klammheimlich“, den SupervisandInnen Professionalität und Standards von Psychotherapie beizubringen, nach dem Motto: „das muß die in der Sache einfach überzeugen“. Hier war ich selber einer unbewußten Größenphantasie aufgesessen. Ich konfrontierte die Gruppe mit der einengenden Ideologie erst später. Mit einigen Teammitgliedern gelang es dann, ein Verständnis für Differenzierung zu entwickeln, die anderen empfanden die Unterscheidungen und Ausdifferenzierungen – was ist Therapie, was Beratung – als bedrohlich. Sie gaben mir zu verstehen, daß sie die Geschlossenheit des Anspruchs für wichtiger erachteten.

4. Enge Ideologie erfordert Unterwerfung. Supervision zielt auf Auseinandersetzung, Differenzierung. Der Machtkampf liegt in der Luft. Ein Beispiel:

Ende der siebziger Jahre und bis weit in die achtziger hinein war es für eine Supervisorin kaum möglich, die Mitarbeiterinnen eines Frauenhauses zu supervidieren, ohne wiederholt zu einem Bekenntnis zu kämpferischem Feminismus aufgefordert zu sein. Jegliches Infragestellen der vorhandenen Strukturen in der Institution, das bloße Benennen von Rivalitäts- und Machtfragen, von Status- und Ausbildungsunterschieden führte häufig zu Beendigungen von Supervisionskontrakten, wie mir im Austausch mit Kolleginnen bestätigt wurde. Ein beidseitig aufgeladenes und heftiges Gerangel um Rahmenbedingungen und Inhalte der Supervision, um den „richtigen“ oder „falschen“ Ansatz ist mir noch gut erinnerlich. Enttäuschung, Trauer und Wut darüber, daß viele Frauenhausbewohnerinnen zu ihren gewalttätigen Männern zurückkehrten oder sich andere Männer suchten, die sie mißhandelten, durften damals nicht zum Thema gemacht werden. Daß viele Frauen mit Gewalterfahrungen ihre Kinder schlugen, mußte ebenfalls tabuisiert werden, weil die Täter- und Opferzuschreibungen sonst durcheinandergeraten wären. An einer Stelle in einer solchen Supervision wurde von den Spannungen unter den Bewohnerinnen gespro-

chen. Ich erlebte große, unausgesprochene Spannungen unter den Mitarbeiterinnen. Meine Frage danach, ob diese Spannungen nicht miteinander zu tun haben könnten, wurde mit dem wütenden Kommentar: „das ist ja Metaphysik“ zurückgewiesen. Die Vorstellung der Supervisandinnen von „Autonomie“ vertrug sich nicht mit Überlegungen, die unbewußte Spiegelungen konflikthafter Themen einbezogen.

Interessant in bezug auf das Phänomen „Größenphantasie“ erscheint mir folgende Passage aus diesem Prozeß: Das Konzept der Einrichtung beinhaltete, daß ehemalige Bewohnerinnen, betroffene Frauen, Mitarbeiterinnen werden konnten. Die damalige Mitarbeiterin – unter lauter Akademikerinnen die einzige Frau ohne Hochschulstudium – hatte unter dem Vorwand, ihren kranken Vater betreuen zu müssen, das frauenhauseigene Auto mehrfach erbeten und war damit nachts in Diskotheken gefahren. An der Supervision hatte sie nur selten teilgenommen und wenn, war sie schweigsam geblieben. Als die Sache herauskam, beschuldigte ein Teil des Teams mich, daß ich als Supervisorin „das hätte merken müssen“. Mit der Abwehr gegen das „Fremde“, die Supervision, hatte sich anscheinend eine Projektion eigener Größenvorstellungen entwickelt, nämlich die, „alles“ wissen zu können und „alles“ zu kontrollieren. Die Enttäuschung über die Kollegin, die sich eher verhalten hatte wie eine Pubertierende, wurde an der Supervisorin abgehandelt, deren Machtlosigkeit nunmehr „entlarvt“ werden konnte. Der Protest der Mitarbeiterin gegen die „Übermütter“ in Gestalt der eloquenten, feministisch bewußten Frauen, setzte sich fort in dem Protest der Supervisandinnen gegen die Supervisorin.

Wo Machtfragen nicht gestellt werden dürfen, werden sie agiert. Die statusunterlegene Mitarbeiterin bemächtigte sich des gemeinsamen Fortbewegungsmittels, und ich wurde projektiv mit hellseherischen Fähigkeiten ausgestattet. Was zu „merken“ gewesen wäre, ist die verleugnete Tatsache, daß von Gewalterfahrung betroffene Frauen, die sich mit Hilfe eines Frauenhausaufenthaltes aus ihren Beziehungen lösen, nicht per se zu Mitkämpferinnen werden. Das andere Tabuthema betraf die soziale Kluft zwischen den Frauen im Team.

5. Über Glaubens- und Machtfragen ist in Supervision nur supervisorisch zu reden, weil sie sich sonst ad absurdum führt.

In wertorientierten, z. B. konfessionellen Einrichtungen, die sich als religiös motivierte „Dienstgemeinschaften“ verstehen, führt dies tendenziell zu Problemen. Als intermediäre Organisationen (Streeck 1987), also „zwischen Markt, Staat und Familienhaushalten“ angesiedelt, erfüllen die meisten sozialen Institutionen verschiedenste Funktionen und unterliegen z. B. als Dienstleistungsbetriebe auch widersprüchlichen Anforderungen: betriebswirtschaftlichen, wettbewerbsorientierten, gemeinschaftsfördernden

und anderen (vgl. Rauschenbach, Sachße und Olk 1995). Diese Sachverhalte werden sicherlich in den „oberen Etagen“ diskutiert, deren politische und machtpolitische Implikationen jedoch kaum nach unten transportiert.

Wenn Supervision in einzelnen Subeinrichtungen größerer Organisationen stattfindet, muß sie sich auch dort institutionsanalytischen Erfordernissen stellen, es sei denn, es stünden ausschließlich psychohygienische Aspekte im Vordergrund.

Wolf (1994) faßt kurz zusammen: „... geht es in der Institutionsanalyse ganz allgemein um intentional nicht repräsentierte, eben um ‚unbewußte‘, aber gleichwohl erschließbare Bedeutungszusammenhänge, um latente Strukturen der Organisation und deren Wirkungen. Es geht, psychoanalytisch gesprochen, um die vor- oder unbewußten Anteile der einzelnen Subsysteme und Individuen und ihre soziale Dynamik“.

Supervision in kirchlichen Institutionen kommt so, strenggenommen, dem Versuch nahe, die Quadratur des Kreises zu bewerkstelligen: mit diesem Konzept müßte Supervision gerade diejenigen Denk-, Fühl- und Handlungsmuster aufdecken, die durch Glaubensmaximen eingengt oder tabuisiert sind. Wieder ist entscheidend, ob die Institution und die ihr angehörenden Individuen ein solches Aufdecken innerer und äußerer Konflikte aushalten (lernen) können oder ob Supervision, die sich dergestalt radikal gibt, d. h. an der Wurzel ansetzend, nicht ausgestoßen werden muß.

Die angstbindende Funktion von Ideologien und religiöser Ausrichtung, ihre entlastende Wirkung, ist ein mächtiger Faktor, der im Ringen um Reflexion und Erkenntnis nicht zu unterschätzen ist.

Anschrift der Verf.: Barbara Wiese, Liebigstr. 46, 35037 Marburg

Literatur

- Bacon, F. (1870): Die Idolenlehre. In: Lenk, K. (1967): Ideologie. Neuwied und Berlin (Luchterhand).
- Basaglia, F. (1973): Die negierte Institution oder die Gemeinschaft der Ausgeschlossenen. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Berger, P./Luckmann, T. (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie Frankfurt/M. (Fischer).
- Freud, S. (1922): Massenpsychologie und Ich-Analyse. Ges. Werke Bd. 13. London 1940.
- Gaertner, A./Wittenberger, G. (1979): Supervision und der institutionelle Diskurs. In: Supervision im Spannungsfeld zwischen Person und Institution. Freiburg i. Brsg. (Lambertus).
- Goffman, E. (1973): Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt/M. (edition suhrkamp).
- Mentzos, S. (1976): Interpersonale und institutionalisierte Abwehr. Frankfurt/M. (Suhrkamp).

- Parin, P. (1992): Der Widerspruch im Subjekt. Hamburg (EVA).
- Pühl, H. (1995): Der institutionelle Mythos. In: Bauer, A./Gröning, K. (Hg.) Institutionsgeschichten, Institutionsanalysen. Tübingen (edition diskord).
- Rauschenbach, T./Sachße, C./Olk, T. (Hg) 1995): Von der Wertgemeinschaft zum Dienstleistungsunternehmen. Frankfurt/M. (suhrkamp).
- Streeck, W. (1987): Vielfalt und Interdependenz. Überlegungen zur Rolle intermediärer Organisationen in sich ändernden Umwelten. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie.
- Wolf, M. (1994): Institutionsanalyse in der Supervision. In: Pühl, H. (Hg.), Handbuch der Supervision 2. Berlin (Edition Marhold).

Annemarie Bauer

Von jeder Lust weit entfernt!? Sexualität als Arbeitsgebiet in Institutionen

*„Was im Behandlungszimmer seine Richtigkeit hat,
ist bereits im Wartezimmer eine Unverschämtheit!“ –
sinngemäß nach S. Freud*

Dieses Zitat soll es geben – auch wenn ich die Quelle nicht gefunden habe; sollte es aber nicht von Freud sein, es ist so treffsicher, daß es durchaus von ihm sein könnte!

Diese schwierige Suche nach Wahrheit und Verbindlichkeit des Zitats bzw. die Unsicherheit, wie genau es wo steht – auch unter diesem Aspekt ist das Zitat Symbol für den Inhalt des Artikels: Wer weiß schon genau, was geschehen ist, wer wird es genau wissen – wer wirft den ersten Stein?

Sind es wirklich zwei verschiedene Bevölkerungsgruppen, die Kinderpornographie „gebrauchen“, sei es durch gedruckte oder visuelle Medien oder durch Reisen in bestimmte Länder dieser Erde, und die die drastischste Bestrafung von Tätern fordern, wenn eine solche Katastrophe wie eine Kindestötung oder ein Mord als Vertuschungsmord nach einer Vergewaltigung eines Kindes geschieht?

Ich beschäftige mich in diesem Artikel mit zwei Arten von Institutionen, die Sexualität als Arbeitsgebiet haben, quasi mit zwei Seiten der gleichen Medaille: Die eine Form von Institution bietet Rat und Hilfe, Betreuung, Schutz und Therapie Kindern und Familien, die von sexuellem Mißbrauch betroffen sind – also Wildwasser, Zartbitter, Kinderschutz-Zentren etc.; die andere Form von Institution arbeitet mit den Tätern, die mit verminderter Schuldfähigkeit in die geschlossene Psychiatrie, in die Forensik eingewiesen wurden.

Zugrunde liegen mehrere Supervisionsprozesse, die jeweils mehrjährig und teilweise parallel verliefen und teilweise bis heute noch verlaufen.

Meine Arbeitsstörungen bei diesem Artikel sind eklatant und kräftezehrend. Meine selbst-reflexiven und selbst-bezichtigenden Bemühungen, diesen auf die Spur zu kommen, ebenso. Die libidinöse Besetzung des Schreibens gelingt nicht. Dahingegen klappt die selbstkritische, strafende Besetzung des Schreibens letztendlich „wunderbar“: verbissenes Verharren am Schreibtisch, Fluchtversuche von diesem weg, suchtartiges Lesen von Literatur, die allenfalls am Rande etwas damit zu tun haben könnte etc.

Suchende Rückfragen von Kollegen legten nahe, daß ein erotisches Thema am Schreibtisch schwierig zu behandeln sei, sie machten mir das Gegenteil deutlich: Dieser Fokus auf das Thema „Sexualität“ hat mit Erotik und den angenehmen Seiten des Triebhaften nichts zu tun. Nachdem ich also verstanden hatte, daß meine Arbeitsstörungen (auch) eine Reaktion auf das Thema sind, ging es mir besser und die Zusammenhänge wurden deutlicher und konnten zur Bearbeitung freigegeben werden. Es geht um Störungen, es geht gerade nicht um Lust, es geht um die Konnotation von Sexualität und Gewalt, es geht um merkwürdige Formen von Liebe und um pervertierte Formen von Sexualität. Dazu kommt das Bedürfnis, einen leichtfertigen Umgang mit der Thematik unbedingt zu vermeiden, nicht nur, aber auch: Wer in diesem Kontext Fehler macht, wird sehr beschimpft und in das Lager der jeweiligen Feinde verbannt. Eigentlich müßte man jeden Satz einleiten mit „... ich finde sexuellen Mißbrauch schlimm, aber ...“

Es handelt sich eher um einen Werkstattbericht denn um eine theoriegeleitete Abhandlung, auch wenn dieser Werkstattbericht nicht theoriefrei ist.

Ein Thema in zwei institutionellen Variationen

Sexualität als Arbeitsgebiet findet in den beiden Institutionstypen, die ich hier in den Mittelpunkt stellen will, in besonderen Formen statt. Es handelt sich um Beratung und/oder Therapie von betroffenen Kindern und ihren Familien, oder um die Arbeit mit den „Tätern“.¹

1. Beratungsinstitutionen in Fragen und Fällen des Sexuellen Mißbrauchs

Die Ereignisse in Belgien und die letzten Morde an kleinen Mädchen nach sexuellem Mißbrauch scheinen die Spitze des Eisbergs zu sein und heizen die Diskussion auf allen Ebenen, auch auf der politischen Ebene, heftig an. Die einen fordern Strafen aller Art für die Täter, die anderen verlangen Therapieauflagen, die dritten leiten einen Schutzbedarf von Kindern ab, der ihren Lebensraum erheblich verringern würde. Da der private Bereich der bevorzugte Ort der sexuellen Gewalt ist, kann sie eben dort lange Zeit unbemerkt und unkontrolliert ausgeübt werden.

Im Jahre 1993 ergaben sich in der Bundesrepublik mehr als 44.000 Fälle gegen die sexuelle Selbstbestimmung, davon ca. 15.000 Fälle von sexuellem Mißbrauch an Kindern. Auf den Tag umgerechnet ergeben sich für das genannte Jahr 121 angezeigte Fälle (nach Heiliger und Engelfried 1995, S. 52). Zu finden sind in allen Studien offenbar keine eindeutigen Persönlichkeitsstrukturen der Täter: „Sie kommen aus allen sozialen

Schichten, verhalten sich eher unauffällig-angepaßt, sind verheiratet, ledig oder leben in Beziehungen usw. Sie sind oft besonders gut sozial integriert und zeigen sich häufig in extremer Weise an bürgerlichen Wertvorstellungen orientiert, sozusagen ‚der Spießler von nebenan‘ (Lata 1991, zit. nach Heiliger und Engelfried 1995, S. 28). Wenn aber das Geschlecht der einzige gemeinsame Nenner ist und die Tatsache, männlich zu sein, ein stark prädisponierender Faktor für sexuelle Übergriffe auf und Mißhandlungen an Kindern ist, dann gibt es keine spezifische Risikogruppe, die im Sinne einer präventiven Arbeit besonders lohnenswert wäre.

Die Institutionen, die sich dem Thema des sexuellen Mißbrauchs als Beratungsstelle widmen, können von daher auch kaum präventive Arbeit leisten, die sich an den Tätern orientiert und wenden sich auch in ihrer präventiven Arbeit den Kindern, also den Opfern zu. Dies kritisieren sie gleichzeitig unter dem Aspekt, daß den Kindern, also den Opfern die Last des Selbstschutzes auferlegt wird und nicht den Tätern die Last des Verzichts und/oder der Selbstkontrolle. Viele dieser Institutionen sind feministisch orientiert, wobei die feministische Orientierung unterschiedlich stark und an unterschiedlichen Theorien geknüpft ist.

Manche Institutionen lehnen aus dieser Orientierung heraus die Arbeit mit Jungen ab, auch wenn diese eindeutig Opfer geworden sind, andere bieten keine Therapie für Täter an, motivieren auch nicht dazu, und wieder andere leugnen die Tatsache, daß auch Frauen Täterinnen sein können und als Mütter oft stark verwickelt in die Fälle des Inzests in der eigenen Familie sind. Andere Institutionen sind weiter und dehnen ihr Arbeitsfeld deutlich aus. Allen gemeinsam ist, daß sie dem Schutz dem Kindes oberste Priorität einräumen, wenn auch dieser Schutz sehr unterschiedlich sein kann.

Generell scheint die Zusammenarbeit zwischen diesen Institutionen und der Polizei nicht besonders gut zu sein – dies wird sowohl bei Präventionsveranstaltungen als auch bei akuten Fällen sichtbar. Diese Spaltung in die jeweils gute und die böse Institution, wobei die Zuschreibungen durchaus wechselseitig geschehen, könnte man als einen Spiegel der häufig anzutreffenden familiären Situation ansehen: die Trennung oder gar Spaltung der Eltern in Gut und Böse und das Ringen um den Besitz des Kindes.

Die Institutionen, die sich mit sexuellem Mißbrauch beschäftigen, sind fast alle über den sog. Zweiten Arbeitsmarkt entstanden und versuchen, sich in den Ersten Arbeitsmarkt zu integrieren. Es handelt sich oft um Stellen über Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, die unter dem Nachweis stehen, wichtige Arbeit zu tun, in diesem Kontext ein wichtiges, bisher vernachlässigtes soziales Thema aufzugreifen. Dies geht klassischerweise über zwei Wege: einerseits über die Skandalisierung eines sozialen Phäno-

mens und andererseits über die Abwertung bzw. der Nachweis der Dysfunktionalität bestehender Berufsgruppen, in diesem Kontext also Beratungsstellen allgemeiner Art. Diese heimliche Systemrationalität der Selbst-Etablierung auf dem Arbeitsmarkt trägt viel zu der Dynamik in diesen Institutionen bei.

Inhaltlich sind die tragenden Säulen dieser Beratungsstellen einerseits der feministische und andererseits der psychoanalytische Diskurs. Der psychoanalytische Diskurs entstammt der Anklage Freuds, der aus seiner Erkenntnis eines realen Ereignisses mit Traumatisierungsfolge ein phantasiertes Ereignis mit phantasierter Traumatisierung und verstellter Lust gemacht hat. Ob er dies zum eigenen Schutz getan hat, sei hier dahingestellt: Fakt ist, daß es wieder die Frauen sind, die von Freud verlassen und verraten wurden und unverstanden blieben. Die psychoanalytische Position der frühen sexuellen Traumatisierung und deren Verschleierung durch die Familie und die Gesellschaft wurde/wird vor allem von Alice Miller vertreten. Die daraus abzuleitende Frage stellt sich als generelle: Wie erzieht man ohne Traumatisierung?

Der feministische Diskurs in diesem Zusammenhang weist auf die Dominanz und Machtposition des Mannes in unserer Gesellschaft hin, der die Rechte von Frauen, Jüngeren und Anderen geopfert würden. Die Enttabuisierung der Sexualität habe für Frauen zu neuen Zwängen geführt – argumentieren feministische Positionen, zu den Zwängen der Verfügbarkeit und des sexuellen Funktionierens. Die Gewalt gegen Kinder sei identisch mit der Gewalt gegen Frauen – und die Zahlen von männlichen Tätern und weiblichen Opfern haben diesen Positionen lange recht gegeben, bis dann auch in diese Zahlen Bewegung kam und andere Bilder auch an der Oberfläche erschienen, das Bild der übergriffigen, mißbrauchenden Frau, der Mißbrauch am Jungen, ohne daß das andere Bild verschwunden wäre.

„Wildwasser“ wurde 1985 gegründet und vertritt diese Argumentation sehr deutlich: Der soziale Mißstand des Mißbrauchs wird als Ergebnis patriarchaler Machtverhältnisse verstanden und kritisiert. Der „Opferstatus“ der Frauen, und in Erweiterung auch der der Kinder, ist manifestiert, eine Position, die man durchaus kritisieren kann. Dagegen ist unbestritten, daß damit eine Diskussion entfacht wurde, die überfällig war², gesellschaftliche Geheimnisse und Tabus radikal aufbrach und eine weitreichende Diskussion und Neuorientierung in Gang setzte – und doch auch manchmal seltsame Blüten treibt: Manchmal, so scheint es, wird „Mißbrauch“ zur Chiffre für das Nicht-Nirwana, wobei oft nicht unterschieden wird, ob der Mißbrauch latent oder manifest, ob er faktisch oder in einem übertragenen Sinne stattgefunden hat.

Wichtig ist an dieser Stelle, daß sexueller Mißbrauch viele Gesichter hat, von denen an der einen Seite des Kontinuums die sexuellen Spiele zwischen Vater und Kind (ich nehme bewußt das Klischee) stehen, und am anderen Ende eine Vermarktung von Kindern als Sexualobjekten, ihre Instrumentalisierung und ihre rücksichtslose Ausbeutung – auch von Frauen! Es ist oft unklar, von was wer redet, wenn er/sie von sexuellem Mißbrauch redet. Es scheint keinen einheitlichen Deutungsmaßstab zu geben für das, was Mißbrauch ist und was mögliche Liberalität im Umgang mit Kindern sein kann. Und das wird es auch nicht geben: Alle Versuche, Grenzen zu ziehen, sind in der Gefahr, Taten auszugrenzen und zu verharmlosen oder die Grenze so weit hinauszuschieben, daß alles und jeder Umgang mit Kindern problematisch werden kann. Feministische Gruppen vertreten eine eindeutige Position als Gegnerinnen von Sexualkontakten zwischen Kindern und Erwachsenen, andere Gruppen, zu denen auch Homosexuelle und Pädophile gehören, vertreten eine liberalere Position und betreiben damit vor allem die Entkriminalisierung der eigenen sexuellen Neigungen (siehe Gröning, 1989, S. 195). Ob es sexuelle Beziehungen zwischen Kindern und Erwachsenen gibt, die nicht traumatisieren, die sogar förderlich sind und auch von den Kindern so erlebt und von ihnen langfristig, d.h. also auch von ihnen als Erwachsene so gedeutet werden, oder ob das von Baurmann (1985) herausgestellte Phänomen der sekundären Traumatisierung, die erst durch das Hinauszerrn der kindlichen Intimsphäre an die Öffentlichkeit geschehe, kann hier nicht diskutiert werden. Es muß auch undiskutiert bleiben, ob der Schutz des Kindes vor erwachsener Sexualität eine Projektion bürgerlichen Denkens ist, oder ob, wie Katharina Rutschky behauptet, die gleichen besessenen Saubermacher am Werk sind, die im 19. Jahrhundert die kindliche Onanie vehement verfolgt haben (1992).

2. Die Forensische Psychiatrie

Es handelt sich um eine Institution sehr besonderer Prägung, in die Menschen kommen, die für ihre ihnen nachgewiesenen und in der Regel schwerwiegenden Taten als nicht verantwortlich im Sinne der Schuldfähigkeit angesehen werden. Sie kommen nicht in das Gefängnis, sondern in eine Institution mit einem therapeutischen Auftrag. Kriminelle Handlungen und „verminderte Schuldfähigkeit“ sind der gemeinsame Nenner dieser Patientengruppe in der Psychiatrie. Unter ihnen gibt es auch Sexualstraftäter, die für ihre Übergriffe auf Kinder und Frauen, ihre sadistischen, ihre masochistischen, ihre Perversionen, ihre Tötungsdelikte oder gar ihre

Morde nicht voll verantwortlich gemacht werden können. Gründe dafür liegen in einer „schweren Persönlichkeitsstörung“, einer diagnostizierten Psychose oder einer geistigen Behinderung. In der Forensik treffen Gesetzesübertretungen schwerer Art mit unklaren Krankheitsbildern, unklaren Genesen und völlig unsicheren Prognosen zusammen und geben der Institution einen Doppelcharakter von Gefängnis und Krankenhaus. Eine verminderte Schuldfähigkeit oder eine Schuldunfähigkeit wegen einer seelischen Störung, also der „Maßregelvollzug“, kann in das Krankenhaus führen, ebenso wie die „Sicherheitsverwahrung“, also schuldfähige Menschen, deren Rückfalltendenz als sicher prognostiziert wird und sie selbst als gefährlich für die Allgemeinheit angesehen werden.

Die meisten von ihnen fühlen sich nicht schuldig für ihren Taten – die jeweiligen Partner und Opfer sind die eigentlich Schuldigen; manche scheinen sich sehr indirekt und sehr versteckt aber auch für ihre Taten zu schämen, wenn z. B. ein Patient den anderen erzählt, er sei wegen Scheckbetrugs in der Klinik – was ihm kein Mitpatient glaubt. Anders als im Knast (Pecher 1995, S. 141) und doch auch hier gibt es eine Hierarchie der Täter, und Pädophile sind „ganz unten durch“. Diese Institution befindet sich in einem Dilemma zwischen Schuld und Krankheit: Es gibt einen therapeutischen Auftrag im nicht-therapeutischen Setting der mehreren geschlossenen Türen, der Gitter, der vorhandenen Alarmknöpfe, der Kontrolle, der Zimmerkontrolle etc. Möglich ist die Institutionalisierung diesen Dilemmas nur durch die Spaltung der unterschiedlichen Aufgaben auf unterschiedliche Berufsgruppen – Pfleger – sie übernehmen mehr den Gefängnisenteil – und Therapeuten, die den Klinikteil übernehmen.

Auf den Stationen, auf die ich mich beziehe, leben nur männliche Patienten im Alter von 24 bis 72 Jahren. Die „Persönlichkeitsgestörten“, z. B. die „Borderliner“ sind diejenigen, denen man Therapie anbietet oder sie dazu verpflichtet, die „Psychotiker“ werden als nicht therapiefähig nur medikamentös behandelt. Unter beiden Gruppen sind viele Sexualstraftäter. Ihre Delikte sind gravierend, ihr Verhalten anstrengend, ihre Führung schwierig. Provokationen und Beleidigungen, Spaltungen und Spiele damit, also Ausspielungen sind an der Tagesordnung.

Sanktionsmittel sind knapp, denn noch mehr eingeschlossen kann man nicht werden, die Streichung von Arbeitstherapie und Sport wirkt sich drastisch auf die Stimmung und Spannung aus und ist von daher in den meisten Fällen kontraindiziert. Auf diesen Stationen arbeiten in der Pflege aber auch nur Männer, was vom Gesetzgeber her so gefordert ist. Frauen als Therapeutinnen sind zugelassen und auch real vorhanden. Einige der Pfleger sind älter und manche von ihnen, aber auch von den jüngeren, haben die Bemühungen seit den 70er Jahren, die Psychiatrie therapeuti-

schwer zu machen, nicht mit vollzogen, lehnen therapeutische Ansätze ab und machen sie oft lächerlich. Manche Pfleger sind auch auf diese Station strafversetzt – auch für sie sind die institutionellen Sanktionsmittel bis zur Grenze der Kündigung ausgeschöpft. Sie leben ihren Alltag ebenso eingeschlossen wie ihre Patienten, der Unterschied ist wesentlich – sie gehen nach getaner Arbeit durch alle verschlossenen Türen hindurch in die Freiheit –, und doch gibt es auch die Dynamik des gemeinsamen Eingeschlossen-Seins, sowohl mit den Patienten als auch mit den Kollegen und TherapeutInnen.

Keine Abweichung vom gesellschaftlich erlaubten Verhalten wird so drastisch bestraft wie sexuelle Abweichungen im Kontext von Gewalt. Die Gesellschaft, die sich derzeit recht permissiv Sexualität gegenüber verhält – bei der Kombination von sexuellen Deviationen und Gewalt wird sie unerbittlich – und gleichzeitig sehr neugierig!

3. Männliche Sexualität, Sozialisation und einige Anmerkungen zu sexuellen Devianzen

Es kann sich hier nur um einige Fragmente an Überlegungen handeln, die im engeren Sinne, also im Kontext dieses Artikels Relevanz haben. Der Anspruch, umfassende Aussagen zu machen, wird nicht gestellt. Ich spreche in diesem Artikel von den besonderen Formen männlicher Sexualität, um das Problem einfacher herausarbeiten zu können. Daß die Überlegungen auch für Frauen gelten können, sei hier nur angedeutet, sie müßten allerdings ausdifferenziert werden.

Sexualität ist ein „Naturtrieb, der allgewaltig, übermächtig nach Erfüllung verlangt“ (Krafft-Ebing 1894, S. 1). Die Vermischung von Sexualität und Trieb ist bereits das erste Problem, das sich in diesem Kontext auftut. Beim Thema „Trieb“ wird die Diskussion oft unter Subtraktion von psychischer, sozialer und/oder kultureller Modifizierung geführt. Manche Menschen, so lautet die Ansicht, hätten so viel Trieb, daß dieser nicht mehr adäquat der Situation und der gesellschaftlichen Spielräume gelebt werden könne, sondern die Ich-Funktionen eines Menschen außer Kraft setze und überschwemmen könne – das sind dann die sogenannten Triebtäter. Handelt es sich aber wirklich um „hochmotivierte Lustsuche“ (Böhnisch 1994, S. 186), oder haftet dem Sexualität-Haben für Männer und Frauen nicht auch das Symbol für Erfolg, Wunscherfüllung, Status etc. an?

Böhnisch verweist (in Anlehnung an Stoller 1977 und Schmidt 1988) vor allem auf die symbolische Bedeutung männlicher Sexualität, die sich in Zahlen um Häufigkeit und Anzahl der Partnerinnen dokumentiert, die

aber dahinter liegende Wünsche erfüllen helfen soll: die Lösung kindlicher Konflikte und Traumata, Geborgenheits- Regressions- und Verschmelzungswünsche (1994, S. 186). Vor allem Männer mit einem geringen Selbstwertgefühl wehrten und werteten die verborgenen regressiven Wünsche ab, besetzten dagegen ihre Kaschierung hoch. Die mit den Wünschen einhergehenden Schamgefühle sind für das Selbstbild angreifend, ihre Verdrängung also notwendig. „Weil in der Sexualität vieles von dem, worauf Männer verzichten müssen und was ihnen im Sozialisationsprozeß genommen wird, wiedergefunden werden kann“ (a. a. O., S. 187) – deshalb sei Sexualität für Männer so wichtig. Der Triebdurchbruch ist in dieser Erklärung nichts anderes als die gelungene Spaltung von körperlich-sexueller Aktivität und regressiv-emotionalen Wünschen. Der sexuelle Raptus könnte auf der Folie dieser Symbolträchtigkeit als der Prototyp der Männlichkeit schlechthin verstanden werden. Sexualität wird dann zum Trieb, wenn die Spaltung „gelingt“ und als Prozeß zwischen zwei Menschen geleugnet wird.

Die andere Seite der Sexualität, die Abweichungen, Devianzen und Perversionen gehören mit in diesen Kontext, wenn sie auch einen besonderen Stellenwert haben.

Auch von ihnen soll nicht behauptet werden, daß sie nur bei Männern auftreten, sie sind aber bei Männern wesentlich häufiger oder zumindest deutlicher.

Zugangsweisen und Erklärungsmodelle zu den Krankheitsbildern mit sexueller Symptomatik gibt es viele. Kurz aufgegriffen werden solche psychoanalytischer Provenienz.

Generell betonen sie den Abwehrcharakter perverser Symptome über den Abwehrmechanismus der Sexualisierung. Die Pathogenese geht von frühen Störungen aus, Störungen sowohl des Selbst als auch der Objektbeziehungen, wobei aggressive Triebwünsche und Ängste eng zusammengehören. Nach Kohut braucht die Kohäsion des Selbst dann eine Unterstützung von außen, wenn sie sehr zerbrechlich ist. Je zerbrechlicher das Selbst, um so wichtiger wird ein Symptom, das immer wieder garantiert, daß Aggression und Ängste wenigstens vorübergehend in Schach gehalten werden können. Morgenthaler spricht von der Perversion als „Plombe“, die die Lücke im gestörten Selbst ausfüllt und vor Gefühlen der Leere und Sinnlosigkeit schützt. „Die Perversen haben der Diktatur der Sexualität eine Insel überlassen, um im übrigen Land Ruhe zu haben ...“ (Morgenthaler, zit. nach Schorsch u. a. 1985, S. 34). Im Symptom, und die Perversion kann man im psychoanalytischen Sinn als Symptom verstehen, reinszeniert und ritualisiert sich das frühe Drama, das eine stabile männliche Identität verhindert hat und das kurzfristig ein Hochgefühl erzeugt, welches die

riesigen Kränkungen des Selbstwertgefühls wenigstens vorübergehend verleugnen hilft.

Zu den sexuellen Straftaten gehören vor allem sadistische Übergriffe, die einhergehen mit besonderer Brutalität, Gewalt, Unterwerfung und Gefühllosigkeit. Sadismus ist „sexualisierte Destruktivität“ (Schorsch und Becker 1977, S. 41, im Original kursiv), es gehe weniger um Grausamkeit als um Beherrschung und Unterwerfung des anderen Menschen.

Bedeutsam ist, daß die Diskussion um sexuelle Devianzen sich theoretisch mit den Narzißmustheorien³ verbinden läßt, also mit der Objektbeziehungstheorie und den Störungen in den Objektbeziehungen, nicht so sehr mit den Phasen der psychosexuellen Entwicklung nach Freud. Die massiv gestörte narzißtische Entwicklung als Resultat massiver Störungen in den Objektbeziehungen während der wichtigen Phasen der Entwicklung zeigt sich in „der unzureichenden Umformung der archaischen Konfiguration: In der sadistischen Phantasie oder Aktion geht es um das Beherrschen, magisches Kontrollieren, omnipotentes Verfügungkönnen über das Opfer; dies entspricht einer punktuellen Aktualisierung von Größenselbstphantasien, beschränkt auf die sexuelle Situation“ (Schorsch und Becker 1977, S. 73 f.). Die Besetzung des Selbst mit Unwert ist Resultat steckengebliebener Entwicklung der Selbststrukturen mit unscharfen und instabilen Trennungen von Selbst und Objekt „führt zu narzißtischer Spannung, zu deren Reduzieren sexuell deviante Aktionen eingesetzt werden“ (a. a. O., S. 74).

Schorsch u. a. beschreiben für diese Männer eine Mischung aus folgenden psychischen Bedürfnissen: Demonstration von Männlichkeit, Wut und Haß auf andere Menschen, Omnipotenzphantasien, die die innere Leere ausfüllen sollen, und identifikatorische Wunscherfüllung bei gleichzeitiger Vermeidung von erwachsener Genitalität (1985, S. 38ff). Schwer gestörte, sozial desintegrierte Menschen sind „weitgehend bindungsunfähig; ... Charakteristisch ist das strukturlos Chaotische: soziale Desintegration, ein starkes Aggressionspotential, geringe Aggressionskontrolle, Alkoholismus ... Suizidalität, Potenzstörungen;“ (Schorsch u. a. 1985, S. 89)⁴.

Mit diesen (hier sehr knapp formulierten) Überlegungen soll erklärt werden, daß Gewaltanwendung in der Begegnung mit einer Frau, ihre Demütigung ... bis hin zu ihrer Tötung für den schwer gestörten Mann eine vorübergehende Entlastung bedeuten kann, auch wenn das eigene Verständnis für eine solche Entwicklung und für solche Taten kaum ausreichen kann.

Mit diesen in aller Kürze und der damit notwendigerweise einhergehenden Unzulänglichkeiten angeschnittenen Themen sollen keine Erklärungen gegeben werden, sondern nur der Rahmen aufgezeigt werden, in welchem sich die theoretische Diskussion bewegt.

Doch der Fokus soll auch auf die Dynamik in den Institutionen gerichtet werden.

Der Verdacht – sexueller Mißbrauch als Arbeitsgebiet von Institutionen

Einige Zahlen wurden bereits zu Anfang genannt. Die unklare, verschwommene Grenze zwischen Liebe zum Kind, liebender Beziehung mit dem Kind, latenter Grenzverletzung, manifestem Mißbrauch oder gar sexueller Vermarktung bis hin zur, den zahlenden Kunden angebotenen oder verkauften, Tötung wurde angedeutet. Das alles wird in Beratungsinstitutionen gleichermaßen behandelt, wobei Kinder, die vermarktet werden, die dramatischsten Opfer also, keinen Zugang zu diesen Institutionen finden.

Der Fokus dieses Artikels richtet sich nicht nur auf die Thematik des sexuellen Mißbrauchs sondern auch auf die interne Dynamik in den Beratungsinstitutionen.

1. Spurensuche

Keine Präventionsveranstaltung zu diesem Thema findet statt, ohne daß nicht ein Opfer sich outet und die Referentin oder Moderatorin sich bedankt, bedanken muß für die „Offenheit“ des Opfers, wobei andere Aspekte dieser Offenheit, nämlich der Sensationshunger und die Entschädigung für das Geschehen durch öffentlichen Beifall, nicht benannt, vielleicht sogar nicht gedacht werden dürfen.

Die feministische Forderung nach Parteilichkeit – hier wird sie öffentlich gelebt und dokumentiert. Die zweite Entblößung des Opfers geschieht freiwillig, dient dem „guten Zweck“ der Öffentlichkeitsarbeit; Scham, Kränkung und Entwürdigung werden in Stolz verkehrt. Die Spaltung hochkomplexer Gefühle, wie sie bei den meisten Fällen sexueller Übergriffe und sexuellen Mißbrauchs vorhanden sein müssen, wird manifest. Hier gibt es Täter und Opfer, Schuld und Unschuld, Verbrecher und Verfolger, Scham und Stolz – und das eine hat in diesem Denken mit dem anderen nichts zu tun.

Mehrere Vorurteile im Sinne von Voreinstellungen und damit Ideologien gehören zur Szene dazu: Hinter jeder Neurose lauert der sexuelle Mißbrauch und jeder Mann ist ein potentieller Täter.⁵

Die übliche Frage in Fallbesprechungen „Hast Du schon mal an sexuellen Mißbrauch“ gedacht, wird immer wieder zelebriert, weil nämlich die

Verwunderung der Befragten nicht unbedingt ein Zeichen dafür ist, daß nichts vorliegt, sondern als Zeichen der Verdrängung (schon wieder eine eigentlich verdächtige psychoanalytische Kategorie!) besonders deutlich ist und natürlich auch besonders deutlich sein kann.

Vignette 1: In der Fallbesprechungsgruppe von MitarbeiterInnen einer Telefonseelsorge stellt eine sehr erfahrene, ältere Mitarbeiterin ein irritierendes Gespräch mit einer jungen Anruferin vor. Sie muß zugeben, daß sie nicht an sexuellen Mißbrauch gedacht hat, daß sie aber auch zu dieser Hypothese keine Zugang bekommt und sie nicht glaubt, daß es darum geht, trägt ihr die wütende Kritik der Gruppe ein, die darin gipfelt, daß sie wegen ihres Alters für dieses Problem keine Antenne mehr habe. Der Fall fand eine völlig andere Lösung – die Stigmatisierung der älteren TS-Beraterin aber blieb längere Zeit erhalten.

Heiliger und Engelfried (1995, S. 24 f.) filtern aus den unterschiedlichsten Untersuchungen die genannten Auffälligkeiten im Sozialverhalten potentieller Opfer heraus: Mißtrauen anderen Personen gegenüber, Ablehnung der eigenen Person und des eigenen Körpers, Abhängigkeit von Alkohol und Drogen, Leiden an Allergien, Asthma, Magersucht und Bulimie, Konzentrationsstörungen und Alpträumen können auf einen sexuellen Mißbrauch hindeuten. Auch wenn die Studie von Heiliger und Engelfried immerhin im Campus Verlag, einem Verlag mit wissenschaftlichem Anspruch und entsprechendem Renommee, erschienen ist, diskutieren die Autorinnen *nicht*, daß die simple Annahme, diese Symptome gingen mit dem Ereignis reziprok einher, katastrophale Folgen haben muß. Das bedeutet: Sexueller Mißbrauch *kann* die genannten Folgen haben, die Symptome selbst aber *können* auf viele andere Ursachen hindeuten und lassen die Interpretation des sexuellen Mißbrauchs in dieser Eindeutigkeit nicht zu.

Jeder Mann ein potentieller Täter – jede Frau und jedes Mädchen ein potentielles Opfer: Auf der Folie dieser schlichten Rollenzuweisung gründet manche Beratungsstelle. Nun ist Schlichtheit (manchmal) durchaus hilfreich und führt zu möglichen Hypothesen und setzt Phantasien frei – in diesem Ausmaß aber führt sie geradewegs in die Banalität. Banal ist, wenn in der „erregten Aufklärung“ (Rutschky 1992) vor allem vergessen wird:

- daß manche Täter auch selbst Opfer sind und der Beziehungsprozeß um das Geschehen herum differenzierter angeschaut werden müßte;
- daß Frauen oftmals gar nicht so unschuldig an dem Geschehen des sexuellen Mißbrauchs und gar der Vermarktung von Kindern sind;
- daß auch Kinder durchaus ein aktives Mitglied in dem Gesamtzusammenhang sein können.

2. Eindeutigkeiten

Die Ideologie, hinter jeder Verhaltensauffälligkeit einen sexuellen Mißbrauch zu wittern, spaltet die Welt in Gut und Böse. Gute Kinder, alle ohne Spiel-, Verführungs- und Manipulationslust, gute Mütter, alle vertrauensselige Beschützerinnen, aggressionsfrei gegen Töchter und Söhne, fast erstickend an den Realitäten des Unrechts, gute Therapeutinnen (manchmal auch Männer) als schützende, aufdeckende, therapierende, heilende, anklagende HelferInnen. Der Täter steht klar an der Wand: Ihm gebührt keine Frage nach dem „Wieso“!

Verwunderlich ist das endlose Verwundern über die Tatsache, daß die meisten sexuellen Übergriffe und mißbrauchenden Handlungen von Menschen im direkten Umfeld des Opfers geschehen: Dort, wo es Beziehungen und nahe Beziehungen gibt, gibt es auch zwangsläufig Übergriffe, so wie es vermehrt Badeunfälle am Meer und nicht im Hochgebirge gibt.

Die feministisch geforderte Parteilichkeit trägt auf diesem Weg dazu bei, dem großen Unrecht ein weiteres großes hinzuzufügen: die klare Festlegung von Schuld und Unschuld, wobei auch die Stigmatisierung eines Mannes als Täter billigend in Kauf genommen wird, auch wenn dies nicht nachweisbar ist. Der Fall eines männlichen Erziehers, der vor einigen Jahren durch die Presse ging, sei dafür ein plastisches Beispiel!

Aber das reicht nicht: Jäckel stellt fest, daß sie vergeblich sich bemüht habe, Männer „sich für die gute Sache gegen den sexuellen Mißbrauch ... stark zu machen“ (1996, S. 228), aber „die Herren“ (a. a. O.) nähmen eher Stellung zu dem verleumdeten Mann. Offenbar darf es Verleumdung geben, nicht aber eine Stellungnahme dazu. Wer in dieser Szene Opfer unrechtmäßiger Beschuldigungen wird, hat keine Chance auf Rehabilitation, denn siehe Regel 1: „jeder Mann ...“

Die folgende Vignette, ein veröffentlichter Fall zeigt das therapeutische Entgegenkommen, im Sinne einer Selbstmystifizierung:

Vignette 2: Jäckel (1996, S. 273 ff.) bringt ein hervorragendes Beispiel therapeutischer Verstrickung, ohne es zu merken. „Christophs Geschichte hat mich zutiefst erschüttert ...“ (a. a. O.). Sie, die Therapeutin der mißbrauchten Tochter, hört sich den Vater des mißbrauchten Mädchens und Ehemann deren Mutter an, und nur in einem Nebensatz erfährt der Leser/die Leserin, daß diese Mutter und Ehefrau die *Freundin* der Therapeutin ist. Die Arbeit mit „Christoph“ bringt die gute Therapeutin an die Grenzen der Kraft, sie muß sich nach den Gesprächen duschen, wird befangen den eigenen Kindern gegenüber ... und tut dies alles „weil ich mich für Menschen interessiere“ und „weil ich eine nach mir ausgestreckte Hand nicht wegstoße“ (1996, S. 275). Das Erstaunen über die einsetzende Eifersucht der Freundin ist groß („mit keinem Gedanken war mir in den Sinn gekommen, daß meine Freundin eifersüchtig auf mich sein könnte“), die Therapeutin bittet um Vertrauen, wirbt bei „Christoph“, die Karten auf den Tisch zu legen und

bebt vor Wut, als sie hört, daß dieser dann mit seiner Frau in Urlaub fährt. In dieser Geschichte erfährt man nichts von der anderen Seite, nämlich von dem geheimen Interesse an geheimen Geschichten, vom unprofessionellen Arbeiten auf allen Ebenen, von der Wiederholung der Mißbrauchsgeschichte und den Heimlichtuereien. Die hilfreiche Helferin ...

3. Der Blick auf die Täter

In dieser Welt von Geradheit, von Gut und Böse ist das Interesse für den Täter gleichzusetzen mit Verrat am Kind und an der Frau. Heiliger und Engelfried (1995) haben in ihrer eigenen Studie 17 Akten von erwachsenen Sexualstraftätern durchgearbeitet; von diesen sind 4 Täter als Patienten in die Forensische Psychiatrie eingewiesen worden. Es bleibt bei den Autorinnen ein blinder Fleck, daß auch Sexualstraftäter eine Biographie haben und eine psycho-sexuelle Entwicklung, die schwierig und katastrophal verlaufen sein könnte.⁶

Die Gutachten über die Täter finden die Autorinnen für die Täter zu entlastend (1995, S. 179): Es werde mit Begriffen wie „schwer gestörte Persönlichkeit“ gearbeitet – als ob dies bei aller Dürftigkeit nicht doch eine erste Diagnose sein dürfte –, selten würden patriarchale Einstellungen – „sie ist meine Tochter, ich kann mit ihr machen was ich will“ – kritisch hervorgehoben – obwohl genau dieser Satz als besonders gravierend in dem Gutachten aufgenommen ist –; die Gutachten zeugten von Parteilichkeit und Empathie der männlichen Gutachter für die männlichen Täter (S. 180). Die Autorinnen leiten ab, daß die Akten Hinweise geben auf „gesellschaftsstrukturelle Faktoren für Toleranz und damit Stützung (potentieller) Täterschaft sexueller Gewalt“ (S. 177).

Heiliger und Engelfried (1995) behaupten aus der Analyse der Akten, daß bei Gerichtsurteilen oft, zu oft eine verminderte Schuldfähigkeit angestrebt werde und daß diese zu einer Herabsetzung der Strafe führe. Sie beklagen, daß „Persönlichkeitsstörungen“ herausgestellt werden, die aus körperlichen Symptomen oder aus gestörten sozialisatorischen Bedingungen abgeleitet würden – offenbar eine völlige Unzulässigkeit. Diese verminderte Schuldfähigkeit stehe im Widerspruch zu dem deutlichen Unrechtsbewußtsein der Täter während der Tat, die sich darin dokumentiere, daß versucht werde, die Tat geheim zu halten und das Opfer durch Loyalitätsforderungen oder Drohungen zu binden.

Schorsch, der als Gutachter einen Prozeß sorgfältig dokumentiert und unter dem Titel „Kurzer Prozeß?“ (1991) publiziert hat, offenbar mit der Absicht, nachzuweisen, daß der Umgang mit einem mehrerer mächtiger Sexualstraftaten verdächtigten Mannes nicht sorglos geschieht, wird

attackiert: Er (Schorsch) zeige dem Täter gegenüber eine „unerträgliche Empathie“ (1995, S. 188); sie selbst aber, die Autorinnen berichten *nicht*, daß dieser Täter zwar vermindert schuldfähig verurteilt wurde, deshalb aber seit Jahren in der Forensischen Psychiatrie lebt, die nächsten Jahren dort leben wird, und daß er, wenn über Therapie seine Schuldfähigkeit erreicht ist, seine Strafe (oder einen Teil von ihr) im Gefängnis verbüßen wird.

4. Die Reinheit der Liebe

Es ist wahrscheinlich schon deutlich geworden, worin die Ideologiefälligkeit dieser Institutionen besteht (wobei nicht gesagt sein soll, daß sie sie haben müssen!). Es gibt vor allem zwei Ideologiefälligkeiten: Einerseits fällt die Polarisierung von Gut und Böse bzw. die eindeutige Opfer- und Täterzuschreibung auf, die einher geht mit der (platten) und doch so oft gebrauchten Ansicht, daß alle Männer potentielle Täter seien.

Eine andere Ideologie zeigt das folgende Beispiel:

Vignette 3: In einer Beratungsstelle ist ein Raum, der größte, in dem sich das Team trifft, in dem aber auch viele Beratungen und Therapien stattfinden, reich geschmückt nicht nur mit Blumen und farbenfrohen Vorhängen, sondern auch mit vielen Sprüchen auf Papier an den Wänden, die immer wieder erweitert, umgehängt oder ausgetauscht werden. Es handelt sich um durchaus ernstzunehmende Zitate, z. B. von Erich Fried: „Wer will, daß die Welt so bleibt wie sie ist, will, daß sie nicht bleibt“. Besonders auffallend aber ist ein großes Poster mit dem verschwimmenden Photo zarter Mädchen in fließenden Gewändern. Zitiert wird Paulus mit vielen Zeilen: „Die Liebe ist ...“, u. a. „sie trägt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles – die Liebe höret nimmer auf – ... und hätte Ihr die Liebe nicht ...“.

Dies ist ein Beispiel für eine weitere Ideologie in dieser Szene: die Trennung von Liebe und Sexualität einerseits und die Trennung von Sexualität und Aggression andererseits. Diese Trennungen sind unmöglich – fordern kann man und muß man die Trennung von Sexualität und Gewalt. Möglicherweise gibt es eine Liebe zum Kind, die frei von jeder Sexualität ist, sie ist aber in den meisten Fällen nicht frei von einer besonderen Art der Erotik – und Erotik und Sexualität ihrerseits sind so weit auseinander nicht. Die Trennung kommt einem kindlichen Bedürfnis nach reiner Liebe entgegen, die nicht an Bedingungen geknüpft ist und unanfechtbar bleibt. Vielleicht ist das auch der Grund, warum sich ein anderes Plakat großer Beliebtheit erfreut, auf dem ein Mann mit nacktem Oberkörper ein nacktes Neugeborenes in seinen großen Händen hält und ihm dabei den Po – aggressionsfrei! – verknautscht.

An dieser Stelle kann keine Abhandlung über Liebe und Sexualität erfolgen, nur die Behauptung soll aufgestellt werden, daß diese Trennungsbemühungen gefährlich, weil naiv sind und ein Ziel postulieren, das unrealistisch und vielleicht auch gar nicht wünschenswert ist. Aggression und Sexualität scheinen fast immer zusammen zu gehören, wenn auch in sehr unterschiedlichen Mischungsverhältnissen. Dramatisch ist viel mehr die Selbstverständlichkeit männlicher Aggression und weiblicher Unterwerfung, wie sie tagtäglich in vielen Schattierungen abläuft. Dabei spielt nicht nur auf der einen Seite die männliche Sozialisation, aggressiv zu sein, eine Rolle, sondern auch die Angst des Knaben und Mannes vor der Frau (vgl. Chasseguet-Smirgel 1988, S. 157), sowie auf der anderen Seite auch die Sozialisation zur Anpassung, zur Willenlosigkeit und Unterwerfung, die Demonstration von Zerbrechlichkeit und Schwäche, der Rückzug ins Private: Chasseguet-Smirgel spricht von den „gefügigen Töchtern“ (1988, S. 47 ff.).

Für die Supervision ist aber spannend, wie die Institution mit der Frage umgeht, wie unter einem solchen Plakat (s. o.) mit Familien, zu denen auch ein Täter gehört, gearbeitet werden kann, oder ob die Illusion der Reinheit der Liebe aufrechterhalten werden muß – dann würden nicht nur die Täter Gefühle und Handlungen spalten, sondern auch die BeraterInnen.

5. Aufregung – Erregung – Supervision

Eine Autorin, die mit den harten Richterinnen über sexuellen Mißbrauch ihrerseits wieder ins Gericht geht, ist Katharina Rutschky. Mit ihrem Buch „Erregte Aufklärung“ (1992) vertritt sie eine Gegenposition zur Distanzlosigkeit vieler Publikationen zum Thema. Nicht nur Feministinnen warfen und werfen sich mit unkritischer Verve auf das Thema, „brechen das Schweigen“, „zerren an die Öffentlichkeit“, „klagen an“, „decken auf“ ... was in der miefigen, unklaren, inzestuösen, von Gewalt überrollten Kleinfamilie in puncto Sexualität alles passiert. Rutschky klärt Zaubereien mit Zahlen auf, greift Alice Millers „Schauerromantik“ an, klagt das Prinzip des Rechtsstaats „In dubio pro reo“ auch für potentielle Täter ein – und entgeht nicht der Gefahr, manches Mal das Kind mit dem Badewasser auszukippen: Auch wenn sie das Verbrechen der sexuellen Gewalt nicht leugnet, so geht sie mit den Taten selbst teilweise recht verharmlosend um.

Sie deckt ihrerseits die „erregte Aufklärung“ auf, die vor Eifer erregt ist, aufgeregt wegen der Ereignisse ist und dabei durchaus nicht frei von sexueller Erregung ist, denn nirgendwo und niemals darf man pausenlos, ernsthaft und sehr ausführlich über die Kombination von Lust und Gewalt,

Feinheiten und Grobheiten, Heimlichkeiten und Obszönitäten, Praktiken und Perversionen sprechen und sogar die entsprechende Sprache gebrauchen wie in diesem Kontext.

Dies auch in der Supervision: In den Fallbesprechungen erfahre ich als Supervisorin mehr Details als in jeder Presse und in jedem Medienbericht. Meine Neugierde ist groß, denn ich erhalte Einblick in eine Welt, die mir in meinem Lebensumfeld absolut verschlossen ist. Es ist eine Welt, die Angst macht, die bedrohlich und gefährlich ist, die pervers ist und die unglaublichsten Formen der Interaktion erfindet, die aber genau darüber auch anzieht, verführt, den Blick auf das Verbotene zu lenken und an heimlichen, unheimlichen Ereignissen teilzunehmen. Die Erregung, die Rutschky treffend beschreibt, geschieht auch in der Supervision.

Es geschieht aber auch noch etwas anderes: Die gegenseitige Kontrolle der KollegInnen und die Kontrolle der Supervisorin ist groß. Wer ist nicht wachsam genug? Wer handhabt einen Fall zu lax? Wer verbündet sich unbewußt mit wem?

Die Versuche in der Supervision, die Erregung zu dämpfen, Distanz zum Fall herzustellen, Nachfragen zu stellen, die Erzählungen der „Opfer“ auch hinterfragen zu dürfen, andere Interpretationen anzubieten usw., kurz: alles zu tun, was man unter professionellem Arbeiten in der Supervision versteht, kann verdächtig sein. Wenn das Spaltungsbedürfnis in Gut und Böse, Opfer und Täter groß ist und nicht relativiert werden kann, kann Supervision nicht mehr gelingen: Entweder kommt es zur Koalition oder zum Rausschmiß!

Da in diesen spezifischen Beratungsstellen Kinder und Mütter in der Regel bereits mit der Diagnose auftauchen, zumindest mit dem entsprechenden Verdacht, scheint es ein Loyalitätsbruch zu sein, diese Diagnosen zu hinterfragen; dabei ist es durchaus möglich, daß ein formulierter sexueller Mißbrauch Symbol für ein anderes Ereignis oder für ein ganzes Beziehungsmuster sein kann. Insofern stellt sich die kritische Frage, ob nicht eine spezifische Institution gerade das spezifische Problem produziert, um es dann therapieren zu können bzw. anders ausgedrückt: ob der Blick für die ratsuchenden Menschen und ihre Problematik noch frei genug ist, um professionell arbeiten zu können.

Manches Mal spielt eine Institution die Dynamik des sexuellen Mißbrauchs in der Familie nach, wie die folgende Fallvignette zeigt:

Vignette 4: Eine Beratungsstelle wird von einem Bundesland und einer Stadt gemeinsam finanziert; angeschlossen sind ein Kinderschutzdienst, ein Notruf für Frauen und Kinder, eine Psychotherapeutische Beratungsstelle und eine Begleitforschung; die jährlichen Personalkosten belaufen sich auf ca. 500.000.– DM. Innerhalb von 2 Jahren „läuft nichts mehr“, keine der Frauen kommuniziert noch mit den anderen, man blok-

kiert sich ständig in der Arbeit, die Mitarbeiterinnen des Notrufs verweisen nicht an die Psychotherapeutin, diese verweigert der Begleitforscherin die Akteneinsicht, bald gibt es keine Klienten mehr – bis vor einiger Zeit ein großer Kinderpornoring in eben dieser Stadt entdeckt und die Beratungsstelle eingeschaltet wurde. Die Mitarbeiterinnen, nicht nur professionelle Frauen, sondern auch eine Mutter, deren Qualifikation darin besteht, 5 Kinder in die Welt gesetzt zu haben und Freundin einer Vorstandsfrau zu sein, sind heillos miteinander zerstritten und agieren mit den Kindern und über die Kinder dermaßen, daß sie offenbar dazu beitragen, daß der Prozeß gegen den Pornoring eingestellt werden muß. Die Kinder hatten sich unendlich in ihren Aussagen verstrickt, daß die Staatsanwaltschaft und die Richter den vermarkteten Mißbrauch nicht nachweisen konnten. Auch die Reaktion der Mitarbeiterinnen ist typisch: Die männlich besetzten Gerichte und die männliche Ideologie würden dafür sorgen, daß Täter straffrei ausgingen.

Doch nun zur anderen Seite der Medaille: Hat auch ein Täter ein Anrecht auf einen verstehenden Zugang? Wenn ja, bedeutet dies immer eine „Entschuldung“ oder gar eine Be-Schuldung des Opfers? Dieser Frage wird unter anderem im nächsten Kapitel, das sich mit der Forensischen Psychiatrie beschäftigt, nachgegangen.

Therapie als Strafe

In diesem Teil der Psychiatrie und vor allem mit dieser Patientengruppe steht man vor seltenen Phänomenen mit einer besonderen Thematik. Die Kombination von Sexualität und Gewalt, Beziehung und Verbrechen und fast allen möglichen und kaum denkbaren Perversionen sind wie Blicke hinter verbotene Türen. Im Märchen, wenn die Protagonistin dies tut, verliert sie die Unschuld, sieht das Schreckliche dort und wird davon nicht mehr losgelassen: Das Schreckliche droht und widerfährt ihr gar selbst.

Das spektakuläre Interesse an Straftaten und die Mischung zwischen Interesse und Neugier, Abscheu und Angst, Strafbedürfnis und dem Kitzel, etwas ganz Besonderes zu hören, ist bei Sexualstraftaten besonders groß. Mit der Forderung nach Strafe und Sühne wird das Verlangen nach Wiederherstellung der Ordnung dokumentiert. Der Triebverzicht des einzelnen, der für das Bestehen der Gesellschaft unabdingbar ist, ist bedroht, wenn andere den Triebverzicht unsanktioniert aufgeben „dürfen“ – ein Verweis darauf, daß das Über-Ich immer wieder eine Stütze von außen braucht. Aber auch eine Aggressionsabfuhr ist nötig: „Die Identifizierung mit der strafenden Gesellschaft ermöglicht dem Rechtschaffenen ein Ausleben von Aggression in erlaubter Form“ (Alexander/Staub 1972, zit. nach Pecher 1995, S. 139). Wenn uns auch heute die Teilnahme an öffentlichen Hinrichtungen nicht mehr möglich ist – die Genugtuung, daß der Täter bestraft wird, läuft kognitiv ab.

Es geht also auch – trotz aller Therapie – um Strafe und Sühne. Und die Spaltung der Station in Pfleger und Therapeuten ist auch eine inhaltliche Spaltung. Die Pfleger haben die Sorge für den Alltag, sie haben einen erzieherischen Auftrag und nehmen diesen wahr, wenn es um Einhalten der Regeln, Einhalten von Verhaltensformen etc. geht. Die Pfleger sind die Repräsentanten der strafenden Gesellschaft, sie sind Garanten des Sühnteils, der dieser Psychiatrie auch innewohnt, aber sie sind dies in einem auch-therapeutischen Setting.

Aus der Sicht der Patienten sind sie eher die „Wärter“, die kontrollieren, „schließen“, verweigern ... Die Schuldprojektion auf sie läuft tagtäglich ab: Sie unterdrücken, knebeln, sind feindselig. Der therapeutische Teil der Institution schreibt aber vor, daß die strafenden Impulse der Pfleger, wenn überhaupt, dann nur sehr kontrolliert ausgelebt werden dürfen. Die Regeln sind vielfältig, die Kontrolle durch die Therapeuten groß, die Rechte der Patienten in der Wahrnehmung einiger (vielleicht auch vieler) Pfleger entschieden zu groß. Ständig entstehende Aggressionen als Antworten auf Provokationen müssen gezügelt, kontrolliert und sogar sublimiert werden. Der Druck auf den einzelnen Pfleger, der in der Regel einen 8-Stunden-Tag in der Gruppe der Patienten hat – dies im Gegensatz zu den Therapeuten, die in Einzelstunden mit den Patienten arbeiten – ist enorm.

1. Das Schweigen der Männer und der Mythos Männlichkeit und Triebtäter

Ein wichtiges Thema auf der Station ist die Frage nach der triebgeleiteten Tat. Viele Sitzungen und immer wieder bei den einzelnen Fallbesprechungen taucht der „Triebtäter“ auf. Diese Diagnose, die sehr schnell gestellt wird („wenn einer ein Sexualverbrechen begeht, ist er ein Triebtäter – basta!“), birgt nicht nur eine Schuldzuschreibung, sondern auch eine Entlastung: Wenn da die Biologie durcheinander gekommen ist, ist das eine Sache; wenn man davon ausgehen müßte, das dies etwas mit männlicher Sozialisation und Entwicklungsstörungen zu tun haben könnte, könnte es ein männliches Phänomen überhaupt sein. Die Zuschreibung „Triebtäter“ ist also auch ein Versuch, sich von dem Klientel völlig abzugrenzen und in diesem Bereich nichts Gemeinsames zu haben. Der Trieb ist das Böse, er ist, wie eh und je, konnotiert mit Sünde, Verdammnis und Strafe. Die Versuche der Psychoanalyse, Sexualität und damit den Trieb wieder in den Bereich des Normalen zurückzuführen, sind an dieser Stelle wirkungslos.

Der „Triebtäter“ ist eine infantile Konstruktion des Nicht-Normalen, der eigenen Machtlosigkeit mit sich selbst, der unheimlichen Seite des eigenen Selbst. Die Zuschreibung entlastet „die anderen“.

Auch in der Supervision ist es unendlich schwierig, die andere Seite dieser Männlichkeit zu betrachten, die schwache Männlichkeit, die sich hinter großen Sprüchen und dramatischen sexuellen Handlungen an weitgehend wehrlosen Menschen verbirgt. Und in der Tat ist es auch schwierig, immer wieder nach der kompensierten Seite zu schauen und die Fragilität des Selbstgefühls und Selbstwertgefühls herauszulesen.

Vignette 5: Ein pädophiler Patient mit körperlichen Mißbildungen und ausgeprägter Lernbehinderung läuft mit einer offenen Hose auf der Station herum. Der Pfleger macht ihn darauf aufmerksam, aber er sagt, er brauche dies, um immer bereit zu sein, wenn eine Frau käme – er, der bisher nur kleine Jungen verführt und mißbraucht hat.

In der Supervision gehen wir anhand einer Liste aller Sexualstraftäter auf der Station durch und entwickeln Kriterien für „Trieb“ oder „Nicht-Trieb“. Mit einer Ausnahme geht es bei allen Patienten gerade nicht um Trieb. Die meisten Taten inszenieren sexuelle bzw. sexualisierte Grausamkeiten, ohne im engeren Sinne zu einer sexuellen Handlung, also zum Koitus zu kommen. Der bleibt in der Regel aus, weil er physiologisch nicht ausgeführt werden kann. Die Psyche sucht sich ihren Ersatz für die von der Physis oder auch der Psyche verweigerte Männlichkeit und wählt die Unterwerfung, die Verstümmelung, die Gewalt und auch die Tötung, um Männlichkeit zu beweisen.

„Das Normale“ ist als Abgrenzung zu dem „Perversen“ ein ständiges Thema; die Pfleger sind normale Männer, führen ein normales Leben mit einer Frau, Kindern, einem Haus (und in der Regel erstaunlich großen Autos). Sie arbeiten hart und verdienen auf ehrenhafte Weise ihr Geld, nicht viel, aber mehr als in anderen Bereichen der Krankenpflege; sie leben ein geregeltes, nicht-auffälliges (Sexual-)Leben und haben gerade deshalb mit den verdrängten Seiten der Männlichkeit (und deren Wiederauftauchen in den Delikten der Patienten) nichts zu tun. Und sie sind mit Fug und Recht über die Patienten empört! Jeder Versuch, in der Supervision über Männlichkeit generell und eben über diese verdrängten Seiten zu sprechen, stößt auf Granit. Man schweigt – das Schweigen der Männer!

Der Beruf, die Tatsache, auf der anderen Seite als die Täter zu stehen, werden wie notwendige Barrieren gegen die unheimliche Seite der Männlichkeit genutzt. Die Institution mit ihren starren Strukturen kommt diesem verständlichen Bedürfnis entgegen.

Das Bedürfnis, nicht mit den Patienten in eine Kategorie gepackt zu werden, ist so groß, verständlicherweise so groß, daß auch der therapeuti-

sche Ansatz, mit den Kleinheitsgefühlen und Vernichtungsgefühlen der Patienten umzugehen, ihnen einen verstehenden Zugang zu gewähren, ohne dabei die Taten entschuldigen zu wollen, negiert werden muß. Auch von daher muß es ein absolutes Mißverständnis bzw. Nicht-Verständnis zwischen den Therapeuten und den Pflegern geben.

Dies spielt sich auch immer wieder in Auseinandersetzungen zwischen Therapeuten und Pflegern ab: Die Permissivität der Therapeuten den Patienten gegenüber, allein schon therapeutisches Vorgehen wie z. B. in der Ergotherapie und Musiktherapie, alles, was mit Regression zu tun hat, ist unmännlich. Die Witzeleien werden manchmal mit auffälliger Verbissenheit fortgesetzt, entbehren der Witzigkeit und haben oft beleidigenden Charakter. Bei Ausgrenzungen bei Festen wird es dann offenkundig, aber nur spürbar, nicht klärbar.

Die notwendige Loyalität zum Patienten, die jede Therapie braucht, um arbeitsfähig bleiben zu können, ist ein weiterer Stein des Anstoßes zwischen Pflegern und Therapeuten.

2. Mißbrauch und der Umgang mit Schuld und Scham

Das folgende Beispiel mag verdeutlichen, wie sich die Mißbrauchsynamik in diesem Kontext widerspiegelt:

Vignette 6: Ein Patient, der wegen seiner Intelligenz und seinen Fähigkeiten immer wieder Thema der Supervision ist, stellt fest, daß er einige Tage lang auch nachts wesentlich öfter beobachtet wird als sonst. Er schließt daraus, daß man ihn für suizidal hält und deshalb auch die nächtlichen Kontrollen verstärkt, eine Annahme, die durchaus richtig ist. Er fragt nicht seine Therapeutin, auch nicht seinen Bezugspfleger, sondern einen jungen Pfleger, den er schon öfter immer wieder ins Vertrauen gezogen hat. Es mag sein, daß dieser junge Mann sich geschmeichelt fühlt, daß ausgerechnet dieser Patient ihn auserwählt hat und den Bezugspfleger ignoriert und abfällig über ihn spricht. Der Pfleger bestätigt die Vermutung des Patienten, für suizidal gehalten zu werden; der Patient sagt in der folgenden Oberarztvisite, der Pfleger habe ihm die Dokumentationsmappe zu lesen gegeben. Der Oberarzt schaltet die Pflegedienstleitung ein und diese „verbannt“ den Pfleger auf einen anderen Flügel der Station – ein Beschluß, der mit Hilfe der Supervision wieder rückgängig gemacht wurde.

Dieses Beispiel zeigt nicht nur das Dilemma des Pflegers, sondern ein Spiel, das selbst wieder das übliche Vorgehen im sexuellen Mißbrauch spiegelt: Der Pfleger wird umworben, er wendet sich zu, er wird benutzt, ausgenutzt und triumphierend entwertet und beschämt. Das benutzte Objekt wird zerstört. Die Institution tut automatisch zunächst eben auch dies: Der Pfleger wird bestraft, auch weil der Patient nicht zu strafen ist, er

wird beschämt, weil nun alle anderen Patienten und Kollegen auch wissen, daß er etwas „Schlechtes“, ich würde eher sagen: Unprofessionelles getan hat – wenn er es getan hat! –, und der Patient hat das Spiel gewonnen.

Wie gesagt, durch die Reflexion in der Supervision konnte der Beschluß mit Einverständnis der PDL aufgehoben werden, der Patient wurde durch den Therapeuten im Beisein des Pflegers mit seinem Spiel konfrontiert – ein Drei-Minuten-Akt, Analyse und Klärung waren offenbar nicht möglich.

Möglich war allerdings auch nicht, zu verstehen, daß das Ausspielen des Patienten nur unter bestimmten Bedingungen möglich war, z. B. wegen einer denkbaren Rivalität zwischen Pflegern („wer ist der bessere – wer wird akzeptiert?“).

Es geht, wie dieses Beispiel zeigt, um die Verteilung von Schuld und Scham. Der therapeutische Teil der Institution fordert auf, den Patienten nicht zu strafen – wie denn auch? – und straft den Pfleger. Er, der eigentlich der Garant für die Strafe und Sühne des Patienten ist, wird der eigentlich Beschämte und Bestrafte. Das muß neue Aggressionen freisetzen und den Stau vergrößern.

Die Scham, die bei den Patienten in der Regel fehlt und (noch) nicht ausgebildet ist, ist oft auf seiten der Pfleger und Therapeuten zu finden. Manchmal spielt die Institution in einer auffallenden und naiven Weise mit, wie das folgende Beispiel zeigt:

Vignette 7: Ein Patient fühlt sich als Frau und hat auf juristischem Weg erreicht, mit „Frau X“ angesprochen werden zu müssen. Er/Sie darf in Frauenkleidern herumlaufen, was für die bürgerliche Moral der Pfleger eine Provokation und für ihre Männlichkeit eine Konfrontation ist.

Die Anfrage einer Talk-Show an den Chefarzt, einen Patienten für eine Diskussion um das Thema „Trieftäter oder nicht“ auszusuchen, führt dazu, daß dieser Patient/diese Patientin in Begleitung zweier Pfleger zum Sender in eine weit entfernte Stadt fahren darf. Die Pfleger beschreiben ihre Schamgefühle, die sie hinter der Kulisse haben, sehr detailliert; die Patientin brilliert, bringt einen Verfechter harter Strafmaßnahmen dazu, zuzugeben, daß er nachdenklich geworden sei. Die Pfleger müssen die Patientin aus dem Studio begleiten und wieder in die geschlossene, von einer hohen Mauer umgebene, mit mehreren Schleusen gesicherte Station bringen. Sie, die Pfleger, fühlen sich vorgeführt, gedemütigt von der Talk-Show, vom Publikum und letztendlich von der Patientin, die diesen Auftritt als Statuszuwachs ausnutzt und die Psychiatrie, die anderen Patienten, die Therapeuten und Pfleger erbarmungslos lächerlich macht und von oben herab betrachtet. Ungeheure Aggressionen sind die Folge.

Als ich in einer Supervisionssitzung nach dem Termin, als dies besprochen wurde, noch einmal darauf zurückkomme, meinte der Psychologe, eher neckend als kritisch zu mir „Gell, darüber kommen Sie nicht hinweg!“ – und nun bin ich die Beschämte.

3. Therapie als Herstellung von Schuld und Scham

Schorsch behauptet, „daß die Patienten im perversen Ritual Triumph und Wiedergutmachung früherer Traumatisierungen erfahren und ein Hochgefühl erleben können, das zudem noch momentane körperliche Lust einschließt“ (1985, S. 98).

In der Therapie geht es also um verschiedene Bereiche: auch und ganz zentral, kurz gesagt, um die Herstellung von Schamgefühlen und Schuldgefühlen für diese Triumphe.

Die derzeitige Diskussion strebt nicht nur eine Verschärfung der Strafen an, sondern auch Verpflichtung zur Psychotherapie und eine Konzeptualisierung therapeutischer Bemühungen. Therapiekonzepte beinhalten nicht nur das Erlernen von Alltagsregeln, das Üben von Umgangsformen, sondern versuchen im Kontext von Psychotherapie zweierlei zu erreichen: das Interesse des Patienten für sich selbst, die Beziehung zu sich selbst und die Entwicklung eines Verständnisses für das eigene Leben und die eigene Persönlichkeit einerseits, und andererseits die Übernahme der Schuld und Verantwortung, einhergehend mit der Entwicklung von Schamgefühlen. Die Herstellung von Scham- und Schuldgefühlen kann wahrscheinlich nur über den Weg, für sich selbst Mitgefühl zu entwickeln, gehen. Schuldgefühle beziehen sich auf den anderen, dem etwas angetan wurde; Schamgefühle beziehen sich auf sich selbst: Die offenkundige Diskrepanz zwischen dem Ich-Ideal und der Realität bricht auf und ist für den Menschen selbst, aber auch für andere sichtbar (Hilgers 1996, S. 15f). Die Übernahme der Verantwortung für eine Tat beinhaltet Übernahme der Schuld und Entwicklung von Schuldgefühlen bei gleichzeitiger Entdeckung, gegen das Selbstbild verstoßen zu haben, und die Akzeptanz der dazugehörigen Schamgefühle.

„Mangelnde Kompetenz bei wesentlichen Ich-Funktionen weckt tendenziell erhebliche Schamgefühle mit dem Wunsch, die Kompetenzdefizite vor anderen zu verbergen“ (Hilgers 1996, S. 30). Bei schweren narzißtischen Störungen wird es diese primären Schamgefühle nicht geben, weil die Defizite wirkungsvoll kompensiert, kaschiert und damit verdrängt werden. Das Symptom ermöglicht Schamfreiheit. Aber die Plötzlichkeit der Demaskierung, das Herauszerren der Tat aus dem Bereich persönlicher Intimität kann zu sekundärer Scham führen. Wurmser geht sogar davon aus, daß schwere Störungen, wie Depersonalisierungsstörungen mit schwerer, allerdings unbewußter Scham einhergehen, ja sogar Ausdruck der Abwehr unerträglicher Selbstanteile sind (1990, S. 79).

Diejenigen, die die Auseinandersetzung mit der Tat im therapeutischen Kontext anbieten und einfordern, versuchen diese Tat, die eindeutig

geschehen ist, aber – wie frei-flottierend – nicht an einer Person haftet, dem Täter anzuhaften. Aus dem Geschehen soll eine Tat werden, aus dem Patient ein Täter. Im Kontext der Forensischen Psychiatrie geschieht eine Umkehrung des üblichen therapeutischen Vorgangs⁷: Die Schuld muß „untergebracht, an den Mann gebracht“ werden. Das Phänomen, jemandem soll etwas angehängt werden, ist ein Thema vor allem bei den Pflegern und ist offenbar ein Spiegel der therapeutischen Bemühungen. Kein Patient möchte sich gern mit seiner Tat auseinandersetzen und deshalb sind Schuld- und Schamprojektionen an der Tagesordnung. Wechselseitig laufen zwischen Pflegern und Patienten Beschuldungs- und Beschämungsrituale ab, manchmal auch zwischen Therapeuten und Pflegern.

Die Angst, bei Fehlern erwischt zu werden, ist groß, die Kontrolle in der Tat eng. Die Überprüfung durch die Patienten ist nicht nur, weil diese sonst nichts oder nicht viel zu tun haben, groß, sondern auch weil diesen daran gelegen sein muß, die andere Seite bei Fehlern zu erwischen und diese anzuzeigen. Schuld und Scham werden also hin- und hergeschoben, und manchmal bleiben sie dann an einem Opfer dieses Verschiebens hängen. Manchmal ist es der Patient ...

Es ist deutlich geworden, daß die Differenziertheit des Umgangs mit diesem Thema groß sein muß. Und dies gehört auch zu den Aufgaben der Supervision:

- die Teams einzuladen, ihre Welt auch aus anderen Perspektiven anzuschauen, Ambiguitätstoleranz aufzubauen und immer wieder zu probieren, auch bei einem Themenkomplex, der zur „Ein-Deutigkeit“ einlädt,
- Wissen, Gefühle, Vermutungen und Bewertungen immer wieder zu entmischen,
- zu unterscheiden, was „man“, auch als Supervisorin, unbedingt wissen muß und wo die eigene Neugier, Lüsterheit und Befriedigung der sexuellen Phantasie anfängt,

denn sonst wird es wiederholt: die Ausbeutung von Opfern und Tätern!

Anschrift der Verf.: Prof. Dr. Annemarie Bauer, Oberbadgasse 1, 69117 Heidelberg

Anmerkungen

- 1 Ich übernehme hier den Begriff, obwohl ich ihn sehr stigmatisierend finde; in den Beratungsstellen müßte ich immer „die vermeintlichen Täter“ sagen, in der Forensik sind die Männer – und hier geht es bei den Sexualstraftätern immer um Männer – gerichtlich verurteilt, wodurch ihre Täterschaft zumindest juristisch nachgewiesen ist.
- 2 Gröning ortet die Sexwelle in Deutschland als Folgewelle der Freß-, Möbel- und Reisewelle der Nachkriegszeit (1989, S. 196), die merkwürdigen Sumpfbüthen einer zer-

störten Sinnlichkeit trieb (Sigusch, zit. nach ebd.). Diese merkwürdigen Sumpfbüthen sind heute noch einmal anders geworden, durch die weltweite sexuelle Kinderausbeutung, durch die Vermarktung von Kinderpornos im Internet, um nur einiges zu nennen.

- 3 Ich benutze den Plural, also „Narzißmustheorien“, da es sich um verschiedenste Ansätze, Beschreibungen und Erklärungen zum gleichen Phänomen handelt. Dies ist in dem Band, herausgegeben von Kernberg (1996) sehr ausführlich dargestellt, auch die Widersprüche, die es in den theoretischen Ansätzen gibt. Die Auseinandersetzung mit dem DSM (Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders) der American Psychiatric Association, dem sich die ICD 10 (International Classification of Diseases) der WHO angeschlossen hat, verweist auf divergierende psychoanalytische Konzepte, gleichzeitig aber auch auf einen (vorläufig) gemeinsamen Kern, ein „Symptomcluster mit zugehöriger Psychodynamik plus vermeintlicher Genese (1996, S. VII).
- 4 An dieser Stelle kann das nicht weiter ausgeführt werden, ein kurzer Überblick aber, was zu diesen Störungsbildern diskutiert wird, ist aber für das Verstehen dessen, was in der Supervision geschieht, unabdingbar. Weitere ausführliche psychologische Details und psychoanalytische Erklärungsversuche und eine Fülle von Beispielen, die eine teilweise eine nicht vorstellbare Brutalität offenbaren, finden sich in den Studien von Schorsch et al. (1977 und 1985).
- 5 Der Eifer, mit dem MitarbeiterInnen in Institutionen Kinderzeichnungen interpretieren (bei in der Regel gleichzeitiger Ablehnung psychoanalytischen Denkens) ist groß: Rauchwolken aus Häusern und Lokomotiven sind besonders beliebte Interpretationsfolien, schrägliegende, lange, spitz-stumpfe Gegenstände auch (von denen es reichhaltig gibt!), eine überraschende Simplifizierung!
- 6 Foucault weist in seiner Geschichte des Gefängnisses nach, daß bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts „Biographische Erkenntnis ...“ gefordert wurde (1976, S. 323), „die Besserungsstrafe ...“ ist eine „wahrhafte Umerziehung“. Der Delinquent muß beobachtet werden, und nicht nur die Umstände seines Verbrechens, sondern auch die Geschichte seines Lebens muß berücksichtigt werden, dies unter 3 Aspekten, von denen einer die Erziehung ist (Foucault 1976, S. 323).
- 7 Üblicherweise bemüht sich die klassische Psychotherapie um ein umgekehrtes Vorgehen: Auch hier sind Schuld, Versäumnis, Verschulden und Scham wichtige Themen und die psychoanalytische Therapie versucht, über den verstehenden Zugang zu sich selbst und zu den anderen, an den „Taten“ Beteiligten, vor allem emotionale Klarheit zu schaffen, zu überprüfen, wie Verbindungen zusammenhängen, wer was dazu beigetragen hat, wie das – oft unbewußte – Zusammenspiel erfolgte etc. Dies führt zur Klärung und zur Differenzierung, zur Übernahme des eigenen Anteils und schafft so Entlastung.

Literatur

- Bauer, Annemarie (1995): Versteinerungen und Spaltungen: Schuld und Nicht-Schuld in der Forensischen Psychiatrie. S. 149–172. In: Bauer/Gröning (Hrsg.), siehe dort.
- Bauer, Annemarie/Gröning, Katharina (Hrsg.) (1995): Institutionsgeschichten, Institutionsanalysen, Tübingen (edition diskord).
- Baurmann, Michael (1985): Die Vergewaltigung und ihre Opfer, Wiesbaden.
- Böhnisch, Lothar/Winter, Reinhard (2. Aufl. 1994): Männliche Sozialisation. Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf. Weinheim, München (Juventa).

- Chasseguet-Smirgel, Janine (1988): Zwei Bäume im Garten. Zur psychischen Bedeutung der Vater- und Mutterbilder. München, Wien (Verlag Internationale Psychoanalyse).
- Foucault, Michel (1994, zuerst 1976): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a. Main (Suhrkamp).
- Gröning, Katharina (1989): Sexualität mit Kindern. Vom Wandel einer Diskussion. S. 195–204. In: Neue Praxis, 19. Jahrgang.
- Heiliger, Anita/Engelfried, Constance (1995): Sexuelle Gewalt. Männliche Sozialisation und potentielle Täterschaft, Frankfurt/New York (Campus).
- Hilgers, Micha (1996): Scham. Gesichter eines Affekts. Göttingen, Zürich (Vandenhoeck & Ruprecht).
- Jäckel, Karin (1994): Wer sind die Täter? Die andere Seite des Kindesmißbrauchs. München (dtv).
- Kernberg, Otto F. (1996): Narzißtische Persönlichkeitsstörungen. Mit Beiträgen von 18 Autorinnen und Autoren. Stuttgart, New York (Schattauer).
- Pecher, Willi (1995): Totale Institutionen und das Thema „Schuld und Strafe“. S. 134–148. In: Bauer/Gröning (Hrsg.), siehe dort.
- ders. (1989): Das Gefängnis als Vater-Ersatz. Die Suche nach dem Vater als unbewußtes Motiv für Straffälligkeit. Frankfurt.
- Rauchfleisch, Udo (1981): Dissozial. Entwicklung, Struktur und Psychodynamik dissozialer Persönlichkeiten. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht).
- Rohde-Dachser, Christa (5. Aufl. 1995): Das Borderline-Syndrom. Bern, Göttingen, Toronto, Seattle (Verlag Hans Huber).
- Rutschky, Katharina (1992): Erregte Aufklärung. Kindesmißbrauch: Fakten & Fiktionen. Hamburg (Klein).
- Schorsch, Eberhard/Becker, Nikolaus (1977): Angst, Lust, Zerstörung. Sadismus als soziales und kriminelles Handeln. Zur Psychodynamik sexueller Tötungen. Reinbek (Rowohlt).
- Schorsch, E./Galedary, G./Haag, A./Hauch, M./Lohse, H. (1985): Perversion als Straftat. Dynamik und Psychotherapie, Berlin, Heidelberg, New York, Tokyo (Springer).
- Schorsch, E. (1991) Kurzer Prozeß? Ein Sexualstraftäter vor Gericht. Frankfurt a. Main.
- Wurmser, Leon (1990): Die Maske der Scham. Berlin, Heidelberg, New York, Tokyo (Springer).

Katharina Gröning

Kameradschaft als Ideologie und die Suche nach dem dyadischen Vater

Zum Verhältnis von Ideologie und psychischem Konflikt in Supervisionen mit Bundeswehrangehörigen

Zusammenfassung: Bei der Entscheidung, sich als Zeitsoldat zu verpflichten, spielen regressivere Wünsche und die Sehnsucht nach schützenden und starken Eltern eine beachtliche Rolle. Die Nahtstelle zwischen versorgender Mutter und Ablösung aus der Familie ist für den Jungen die Instanz des dyadischen Vaters. Im Fehlverhalten und in der realen Inkompetenz junger Soldaten zeigen sich typische adoleszente Konflikte, alte Verschmelzungs- und Passivitätswünsche, die jedoch die Ich-Integrität bedrohen, genauso wie die Suche nach einer sicheren und starken männlichen Identifikationsfigur. Beide Phantasien sind in der Ideologie des guten Kameraden, der Kameradschaft und des Kameradschaftsgeistes aufgehoben. Diese Ideologie ist eine Maskierung männlicher Konflikte. Das für die Adoleszenz typische Agieren und seine sozialen Konsequenzen werden, wie das Beispiel eines Unfalls mit Fahrerflucht zeigen soll, „innerfamiliär“ gelöst, wodurch der Übergang des Jugendlichen von der Familie zur Kultur, wie Erdheim es beschrieben hat, noch einmal erschwert wird. Die Kategorie der Moral tritt hinter die Kategorien der Ehre zurück, obwohl das offizielle Leitbild der inneren Führung hierfür andere Lösungsmöglichkeiten vorsieht. Die Lösungen der Institution bezogen auf die Konflikte ihrer jungen Mitglieder haben etwas von einem neurotischen Kompromiß. Im Schuldgefühl der Offiziere, im Zweifelsfall das Leben der Soldaten fordern zu müssen, offenbart sich ein tabuierter Konflikt mit der Institution und eine gewisse Verzweigung über ein von Erdheim für unsere Kultur beschriebenes (anachronistisches) Muster: Frauen müssen gebären und Männer müssen sterben.

Die nachfolgenden Überlegungen befassen sich mit dem Zusammenspiel von Unbewußtem und Ideologieproduktion in einer von Männern geprägten Institution – der Bundeswehr. Berichtet wird über eine Veranstaltung, die als Führungskräfte-Training ausgeschrieben war, mit prozeßorientierten, gruppenanalytischen und fallanalytischen Lernformen. Die teilnehmenden Soldaten waren entweder Anwärter für die Unteroffizierslaufbahn, oder sie waren Offiziere, die Unteroffiziersanwärter betreut haben. Sie übten die Funktion sog. Hörsaalleiter aus, d. h. ihre Aufgabe bestand in der Betreuung und Organisation von Lehrgängen und Gruppen.

Die Rolle des Hörsaalleiters gilt als schwierig, zum einen, weil dieser Verantwortung für „seinen“ Kurs und „seine“ Gruppe trägt, zum anderen, weil der Hörsaalleiter eine Funktion im System der Disziplinierung und sozialen Kontrolle der Institution innehat. In der Rolle aufgehoben sind demnach alle Dimensionen der Beziehung zwischen Leiter und Gruppe. Der formale Rahmen der Rolle besteht neben den operativen Tätigkeiten und Aufgaben in der Anwendung des Prinzips der inneren Führung als paradigmatischem Bestandteil der Führungslehre der Bundeswehr. Dieses Prinzip überträgt das Konzept der politischen Demokratie auf die Institution Bundeswehr in dem Sinne, daß die übergreifende Ethik demokratischer Normen und Verfassungen handlungsleitendes Prinzip des Soldaten werden soll. Demokratie wird verstanden als ethischer Rahmen des soldatischen Handelns, insbesondere der Bundeswehrrführung.

Das Leitbild der inneren Führung geht auf den Wehrexperthen Graf Baudissin in den 50er Jahren zurück und ist zunächst einmal von der Bundeswehr selbst als Illusion abgelehnt worden. Mit dem Grundgesetz eine Armee führen zu wollen, galt den militärischen Eliten nicht machbar. Das Bedeutende ist, daß das Konzept der inneren Führung die moralischen Implikationen des Grundgesetzes und die bindende Kraft der Verfassung für das soldatische Handeln festschreibt.

Von den Soldaten soll ein Bewußtsein darüber entwickelt werden, daß totale Feindbilder abzulehnen sind, daß Traditionen abzulehnen sind, die den Krieg verherrlichen, ja, daß selbst drastische Rüstungsbeschränkungen begrüßt werden, wenn sie der politischen Stabilität und Sicherheit Europas dienen. Von den Soldaten wird also die Entwicklung von Verantwortungsfähigkeit verlangt, wodurch u. a. die pädagogische Kompetenz der Ausbilder von Lehrgängen innerhalb der Bundeswehr zur Schlüsselqualifikation avanciert. Sie sollen für ihre Soldaten demokratische Vorbilder sein. In diesen Kontext gehört die Forderung, Ausbilder müßten über gruppendynamische Kompetenzen verfügen (vgl.: Baudissin 1985, S. 22). Hierhin gehört auch das angebotene Supervisions-Seminar. Die Ausbilder sollen vor allem gruppendynamisches und gruppenanalytisches Verstehen lernen. Allerdings gibt es gegenüber dieser Lernform und gegenüber der Gruppendynamik als Konzept und Theorie starke Widerstände und hohe Ambivalenz.

Aus dem Prinzip der inneren Führung ergeben sich für diejenigen, die es vertreten oder vermitteln wollen eine Reihe von Konflikten. Das Prinzip der inneren Führung ist gewissermaßen ein ethisches Fenster aus einem moralischen Dilemma:

- daß Krieg und damit Soldatentum im Sinne des Gebotes „Du sollst nicht töten“ ein unmoralisches Tun ist, dessen Unmoral unauflösbar ist;

- daß militärische Gewalt kein Mittel zur Lösung politischer Konflikte darstellt;
- daß die Bundesrepublik sich nach den Erfahrungen zweier Weltkriege und des Nationalsozialismus zur zivilen Gesellschaft mit der Tendenz zur Verinselung der Bundeswehr entwickelt hat;
- daß die proklamierte Neutralität der Wehrmacht im NS-Staat, die Wehrmacht läßt sich als institutionelle Vorgängerin der Bundeswehr begreifen, sich als Mythos entpuppt hat;
- daß die Scham über die Verbrechen und das moralische Versagen der Väter und Großväter im NS-Staat die Institution im Sinne eines Erbes belastet.

Es sei schließlich noch angemerkt, daß im Alltag der Bundeswehr der Widerspruch zwischen den auf Gehorsam und Unterordnung angelegten militärischen Regeln und dem moralischen Anspruch der inneren Führung spontan eher keine handelnde Lösung zuläßt, sondern nur die Entscheidung zwischen Rebellion und Unterwerfung. Das Konzept der inneren Führung beinhaltet demgegenüber eine Auseinandersetzung mit dem eigenen Rollenverständnis, dem eigenen Rollenhandeln und den inneren Motiven.

Ich möchte dieses Leitbild nicht als Ideologie bezeichnen, auch wenn Norm und Wirklichkeit in einem besonderen Spannungsverhältnis zueinander stehen. Jedoch steht dieses Leitbild, wie alle Leitbilder in der Gefahr der Produktion von Lyrik unterhalb derer sich andere, autoritäre und politisch reaktionäre Praxen institutionalisieren. Darüber, inwieweit innere Führung als Leitbild überhaupt eine Verbindlichkeit besitzt, entscheiden nicht nur politische Vorgaben, wie out of area Einsätze, sondern auch innere Diskursfähigkeit.

Erster theoretischer Kommentar: Institutionsanalyse und institutionsanalytische Arbeit des Supervisors

Über Institutionen, sagt der Ethnopschoanalytiker Mario Erdheim in seiner Arbeit über die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit, daß alles, was in einer Gesellschaft die Machtausübung störe, unbewußt gemacht werden müsse. Unbewußt gemacht würde insbesondere der Narzißmus des Herrschers sowie die Aggression der herrschenden Eliten gegen die Kultur. Eine Schlüsselstellung bei der Produktion von Unbewußtheit nimmt ein Gegensatz, eine Spannung ein, die Erdheim als antagonistisch, also durch keine Dialektik und Synthese aufhebbar bezeichnet, die Spannung zwischen Familie und Kultur.

Erdheims Arbeit läßt sich als Weiterentwicklung psychoanalytischer Institutionstheorie, insbesondere als Weiterentwicklung der Kulturtheorie und Sozialpsychologie Sigmund Freuds verstehen, die dieser vor allem in seiner Arbeit zur Massenpsychologie und Ich-Analyse formuliert hat. Ein zentrales Anliegen von Freud war die Frage der Unbewußtmachung von Aspekten des Soziallebens und die psychischen Prozesse, die Menschen dazu veranlassen, insbesondere aggressive Aspekte unbewußt zu machen. In der psychoanalytischen Kulturtheorie nehmen Macht und Herrschaft einen wichtigen Platz ein. Freud geht davon aus, daß freiwillige Unterwerfung und Herrschaft nur durch die Unbewußtmachung aggressiver Aspekte in der Kultur möglich ist. Voraussetzung dafür ist die Regression, d. h. Unbewußtmachung vollzieht sich vor allem in der unkritischen Masse. Erich Fromm spricht in diesem Zusammenhang davon, daß, solange der Mensch dem Herdeninstinkt folge, er als Individuum nicht kritisch sei. In Massen regredierte Menschen, ihr Denken würde unkritisch, illusionsgeleitet, Bilder und Phantasien ersetzen die Analyse und anstelle des Realitätsprinzips herrsche Affektivität vor.

Um die Entstehung von Institutionen zu erklären, die in der Psychoanalyse mit Masse identifiziert werden, hat Freud sich mit der Rolle der Gewalt in der Geschichte beschäftigt. Ausführlich geschah dies in „Totem und Tabu“. Grob läßt sich sagen, daß Freud angesichts der Bedeutung des Vätermordes in der Kultur zu der Überzeugung gelangte, daß es die Sexualität und ihre Lenkung ist, die emotionale Bindung an den Führer bewirkt.

Durch die Vorspiegelung der Illusion einer Familienstruktur werden Mitglieder der Institution zu Kindern, und die Leitungen werden zu Vaterfiguren. Familialisierung von Institutionen erscheint so als ihr zentrales Problem, aber auch als zentrales Medium der Sozialisierung der Mitglieder von Institutionen. In diesem Zusammenhang ist es für Freud bedeutsam, daß Institutionen das Nicht-Familienhafte, ihren Gegensatz darstellen. Nur die Anerkennung dieses Gegensatzes ermöglicht die Kontrolle der Regression.

Erdheim bezeichnet die Familie als Ort des Aufwachsens, der Tradition, der Intimität im Guten und im Bösen, der Pietät und der Verfemung. Kultur bezeichnet Erdheim (1993, S.26) als Ort der Innovation, der Revolution, der Öffentlichkeit und der Vernunft. Erdheim kommentiert dazu, daß es falsch wäre, die Familie zum Hort der Stagnation und die Kultur zum Ort der Innovation zu erklären und beide zu werten. Antagonismus sei nicht in diesem Sinne gemeint. Er spricht vielmehr von einem Angewiesensein und einer Gleichwertigkeit beider Instanzen, Familie wie Kultur. Für Erdheim ergibt sich aus dem Antagonismus von Familie und Kultur ein Theorem, welches er übrigens von Freud übernimmt, die Not-

wendigkeit der Weiterentwicklung der Familie und Weiterentwicklung der Kultur. Das heißt für ihn Weiterentwicklung der Ambivalenz, die notwendig sei, um Autonomie der Person aufzubauen, Fixierung zu verhindern und geistig lebendig zu bleiben.

Entwicklungspsychologisch betrachtet ist der Ort des Zusammenpralls von Familie und Kultur die Adoleszenz. Gleichzeitig sei der Antagonismus von Familie und Kultur Voraussetzung für das Gelingen der Adoleszenz. Hier werden Vorstellungen, Phantasmen und Imagines gebildet, die den Konflikt entweder bewußtseinsfähig und damit lebbar machen, oder die das Individuum zwingen, sich Ersatz, Idealisierungen und Vermeidungsstrategien zu schaffen.

Institutionsanalyse, so wie die Psychoanalyse sie versteht, ist deshalb weniger funktionale Aufklärung oder strukturelle Erneuerung, wie dies Gegenstand der Organisationsberatung ist. Ihr Gegenstand ist die Bewußtmachung und Bearbeitung vor allem der institutionellen Übertragung, d. h. der Durchmischung, wie Erdheim es ausdrückt, von Familie und Kultur. Diese Durchmischung wird erleichtert durch das, was Rudnitzki (1994) die Instanzenhaftigkeit der Eltern nennt. Eltern sind ja in der Tat nicht nur Bezugspersonen, sondern, wie die Sozialisationsforschung es sagt, Sozialisationsagenten. Sie sind sogenannte signifikante Andere, d. h., sie repräsentieren immer auch die Gesellschaft. Es liegt nahe, mit den elterlichen Instanzen gemachte Erfahrungen, vor allem aber auch unerfüllt gebliebene Wünsche und daraus resultierende Konflikte später auf Institutionen zu übertragen.

Institutionen, die sich wie Familien verstehen bzw. so konfiguriert sind, müssen sich nicht mit dem Fremden auseinandersetzen. Sie können Intimität erwarten, und der Zusammenhalt der Gruppe wird bestärkt. Das Außen ist das, was aggressiv attackiert werden muß. Erdheims Matrix zur Institutionsanalyse, die sich vor allem auf das Problem der Familialisierung von Institutionen bezieht, können wir als Verstehenszugang zum Unbewußten der Institution begreifen.

Annemarie Bauer (1996) hat in diesem Zusammenhang bemerkt, daß sie, vor allem im Hinblick auf die sozialen Institutionen, und hier insbesondere Krankenhaus und Altenheim, nicht glaube, daß die Produktion von Unbewußtheit ausschließlich ein Problem der Macht und des Machterhaltes sei. Sie bezieht sich auf den Zusammenhang von Angst und Institution, d. h. insbesondere auf die Arbeiten von Mentzos (1986), daß Institutionen prädestiniert seien, Abwehrfunktionen zu übernehmen und auf Gehlens Theorem, daß Institutionen Orte der Angstbindung seien. Familialisierung und Mythenbildung sei eine, wenn auch restringierte Form des Umgangs mit Tatbeständen, die uns unsere individuelle, soziale und körperliche Zerbrechlichkeit und Verwundbarkeit vor Augen führt.

Die Bedeutung von Institutionalisierungsprozessen im Zusammenhang mit der Bewältigung von Angst hat ebenfalls der Ethnologe Jacques Attali (1981) aufgezeigt. Attali beschäftigt sich mit dem kulturellen Umgang mit der Krankheit und zeigt Institutionalisierungsprozesse dort auf, wo es darum geht, das Bedrohliche, Beängstigende mit Sinn auszustatten und diesen Sinn gleichzeitig restringiert, nämlich über (einverleibende) Rituale zu reproduzieren und damit Ängste zu kontrollieren (vgl. dazu auch Bauer/Gröning 1995). Wir können also festhalten, daß das Unbewußte von Institutionen mit Angstbindung *und* mit Machtausübung in Verbindung steht. Medium dafür sind Denkweisen und Überzeugungen, also Ideologien. Sie stellen den sichtbaren Kompromiß zwischen Angst und Macht in Institutionen dar.

Die ideologische Institution

Psychoanalytische Verstehensmodelle lassen das weite Feld der Denkweisen und Überzeugungen bei Personen wie in Institutionen weitgehend unberücksichtigt. Ideologie ist hier kein Thema, eher eine Störung. Beide, Psychoanalyse wie Supervision, interessieren sich vor allem für das Gefühlsverhältnis, welches die regierten Mitglieder zu ihren Institutionen entwickeln. Die Bedeutung von Ideologien und ihre Kritik sind zunächst einmal keine eigenständige Formation in der psychoanalytischen Theorie, ebensowenig wie in der Supervision, ihnen wird lediglich in bezug auf Idealisierungen bindende Funktion zugestanden.

Unter dem Konkurrenzdruck systemischer Denk- und Sichtweisen auf die Familie hat sich der psychoanalytische Familientherapeut Michael Buchholz 1990 und 1993 mit diesem Problem befaßt und dazu aus meiner Sicht ein wichtiges und interessantes Modell zur Institution veröffentlicht. Buchholz (1993) spannt Familie im Dreieck von Institution, von Ideologie und Unbewußtem auf. Am Beispiel sog. Antifamilien-Familien zeigt er auf, wie sehr das Denken der Eltern die Praxis und den Alltag strukturiert und damit Konflikte induziert werden, die wiederum der Verdrängung unterliegen. Familiäre Normen und Regeln, Denkweisen und Überzeugungen haben anscheinend eine hohe Bedeutung dafür, wie sich eine Familie konfiguriert. Diese Bedeutung stellt Buchholz neben gemeinsame Grundkonflikte im Sinne von Kollusion. Ideologien sind in diesem Verständnis auch eine Fessel für die Lösungen von Konflikten, wenn die Familienideologie die Stellung eines Dogmas einnimmt. Ähnliches schreibt Pühl (1995) in seinem Aufsatz über den institutionellen Mythos.

Der institutionelle Mythos sei Programm, Idee und Ziel und entwickle sich im Laufe der Zeit zu einer stabilen Einheit von Wahrheit und Illusion.

Er sei mit der Firmenideologie gleichzusetzen (Pühl 1995, S. 70). Pühl behauptet entsprechend, daß diese Ebene der Institution, die ideologische Ebene, oft unterschätzt würde. Sie sei jedoch hochwirksam, weil sie den Mitgliedern der Institution Identität und Orientierung vermittele. Ideologien werden in Institutionen im Alltag restringiert ausgelebt, als Mythos, wie Pühl es ausdrückt. Den Mythos versteht Pühl (1995, S. 70) wie ein neurotisches Symptom, unbekannt sei der Sinn, den der Mythos enthält.

Zum Thema Ideologie liegen in der supervisorischen und psychoanalytischen Literatur keine eigenständigen Theorien und Einsichten vor. Sinnvoll erscheint deshalb der Schritt in die Soziologie. Vater der Ideologiekritik ist Karl Marx, der unter Ideologie ein falsches, verzerrtes Bewußtsein versteht. Für den Systemtheoretiker Niklas Luhmann sind Ideologien Medien der Machtausübung. Als ein die marxistische Tradition der Ideologiekritik differenzierender und weiterführender Theoretiker gilt Louis Althusser, dessen Ansätze im folgenden kurz rezipiert werden. Ich habe mich deshalb für Althusser entschieden, weil seine Überlegungen und seine Theorie psychoanalytisches und soziologisches Denken verknüpft und weil Althusser in der soziologischen Gemeinde eine hohe Anerkennung genießt. Seine Ideologietheorie gilt als elaboriert. Im übrigen bin ich der Meinung, daß beides, Ideologie und Gefühlsverhältnis, mit dem von Antonio Gramsci entwickelten Begriff der kulturellen Hegemonie treffend beschrieben ist.

Für Louis Althusser bezeichnet Ideologie das gelebte Verhältnis der Menschen zu ihrer Welt. Allerdings, so sagt Althusser, sei dieses Verhältnis ein Verhältnis zweiten Grades. In der Ideologie würde ausgedrückt, wie die Menschen ihr Verhältnis zu ihren Existenzbedingungen leben. Vorstellungen, Bilder, Begriffe, Strukturen und Bewußtseinsformen werden nicht als solche durchschaut, vielmehr lebten die Menschen ihre Ideologie als ihre Welt (vgl. Hauck 1992, S. 90). In der Ideologie verknüpft sich nach Althusser Wirkliches und Imaginäres. Von Freud übernimmt Althusser den Begriff der Verdichtung für die Ideologie. Die Verdichtung sei der spezifische Mechanismus, mittels dessen repressive und emanzipatorische Inhalte gleichzeitig in einer Ideologie verknüpft würden. Althusser denkt hier speziell an die Religionen. Verdichtungen setzten einen Prozeß der Produktion von Vorstellungen und Assoziationen in Gang. Es entstünden Vorstellungsketten. Diese Denkweisen und Überzeugungen förderten wiederum das, was die Psychoanalyse institutionelle Übertragungen nennt, d. h. die Identifikation der Institution mit einer archaischen Elternfigur. Althusser geht nicht von der Realität als solcher aus, sondern er spricht von einer durch Allgemeinheiten geformten Realität. In diesem Sinn bedeutet ideologische Praxis das Einweben von Erfahrungen in Imagines und in imaginäre Verhältnisse.

Für diese Arbeit verfügen die Ideologieproduzenten über ideologische Apparate, einen Begriff, den Althusser von Antonio Gramsci übernimmt. Diese Apparate, wie Schulen, Kirche, Parteien etc. gäben der ideologischen Praxis eine materielle Existenz, die dafür Sorge trägt, daß die Reproduktion von Produktionsverhältnissen ungehindert vorstattengehen kann (vgl. Hauck 1992, S. 91).

Ideologie ist also die Verwurzelung einer äußeren Herrschaftsbeziehung in der inneren Realität. Dabei geht Althusser von einer Basiserfahrung ideologischer Entfremdung aus, die er in einer anthropologischen Grundkonstante menschlicher Existenz sieht, in der Dyade von Sozialität und Subjektivität. Die Basisideologie besteht nach Althusser in der „Anrufung“ der Individuen als Subjekte, d. h. das sich erkennende Selbst besteht immer auch aus dem, was andere in es hineinlegen. Die Schlüsselszene, die Althusser dazu vorstellt, ist die Anrufung Moses durch Jahwe:

„In jener Zeit sprach der Herr zu Moses aus einer Wolke. Und der Herr rief Moses: ‚Moses‘. ‚Hier bin ich‘, sprach Moses, ich bin Moses, Dein Diener. Sprich und ich werde hören.“ Und der Herr sprach zu Moses und sagte ihm: ‚Ich bin der ich bin““ (zit. n. Hauck 1992, S. 92).

Nach Althusser definiert sich in dieser Anrufung Gott als das absolute Subjekt und Moses als den, den er erkannt hat. Daraus folgt für Althusser, daß die Struktur jeder Ideologie von der Art ist, daß die Individuen im Namen eines als absolut und einzig anerkannten Subjekts als Subjekte angerufen werden und zwar in doppeltem Sinn. Sie werden jenem unterworfen und sie werden als die, die sie sind, erkannt. Wenn dieser Vorgang funktioniert, vollziehe das Individuum von ganz allein die Gesten und Handlungen seiner Unterwerfung, so sagt zumindest Althusser. An dieser Stelle schließt sich der Kreis zur Psychoanalyse. Ideologieproduktion steht in emotionalem Zusammenhang mit der Beziehung des Kindes zur elterlichen bzw. väterlichen Autorität und Liebe oder, wie Lacan es ausgedrückt hat, zum „Nein“ und zum Namen des Vaters. Ideologie entspricht demnach unseren Selbstdeutungen, d. h. dem, was andere mächtige Instanzen in uns hineingelegt haben, und Ideologie entspricht deren Geboten, d. h. wie wir sein sollen. Die Basisideologie, von der Althusser in dem biblischen Beispiel spricht, ist die, daß wir uns nicht selbst gehören, nicht selbst gehören dürfen, wenn wir zum Heil gelangen, d. h. die Liebe der elterlichen Instanzen erhalten wollen. Dies ist die Quelle jeder Entfremdung.

Das Bedürfnis des Kindes gesehen zu werden, Kohut spricht hier zum Beispiel vom Glanz im Auge der Mutter, wird umgedeutet in etwas ganz anderes, nämlich die objektive Notwendigkeit zur Menschenregierung. Mich hat in diesem Zusammenhang ein Referat des Theologieprofessors

Hermann Steinkamp beeindruckt, der in Anlehnung an Michel Foucault das Konzept der Pastoralmacht entfaltet. In seinem kurzen Essay „Was ist Kritik“ sagt Foucault zunächst einmal, daß seit der Renaissance, einer Epoche, in der die Kunst des Menschenregierens u. a. durch Machiavelli zur zentralen politischen Frage erhoben wurde, eine der antiken Kultur völlig fremde Einstellung vorherrscht, nämlich, daß der Mensch zur Erlangung seines Heiles der lebenslangen Führung bedürfe. Diese Führung, als Kultur der Seelen- und Gewissensführung entfaltet, entwickle sich vor allem über die Pflicht zur Wahrheit des Geführten gegenüber den Führern. Wahrheit wurde verstanden als Dogma, zum zweiten als individualisierende Erkennung und als Technik vor allem in Gesprächen und Verhören. Für mich ist die Kultur der Pastoralmacht, d. h. die „Kunst“ der Seelen- und Gewissensführung, eine Säule politischer Psychologie, und Ideologie ist ihr Medium.

Zurück zur Bundeswehr: Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne ...

Die erste Begegnung fördert nach den Erkenntnissen der Psychoanalyse prismatisch das Thema, den Konflikt und seine verschiedenen Dimensionen zutage. Wir hatten uns bezüglich der Eröffnung des Lernfeldes auf eine traditionelle Vorstellungsrunde geeinigt. Die Spannung sollte nicht so erhöht werden, daß sie in Aggression umschlägt, entsprechend war die Entscheidung für ein Ritual gefallen, daß eine gewisse institutionelle Nähe zur Bundeswehr hat. Vor uns saßen 20 Soldaten und stellten sich vor. Sie glichen sich nicht nur wie ein Ei dem anderen, sie stellten sich auch so vor. Ich vergaß sofort alle Namen wieder. Die Gruppe war zusammengerückt und ich erinnerte mich an eine Äußerung von Wolfgang Schmidbauer über das Zusammenrücken der „Herde“ oder des „Schwarms“. Ziel dieses Verhaltens sei es, möglichst viele Individuen zwischen sich und den Aggressor zu bringen, um so die eigenen Überlebenschancen zu erhöhen.

Ich deutete, daß die Gruppe die Leitung als Aggressor wahrnahm. Vom Anliegen des Seminars und seiner Leitung ging unbewußt eine Kastrationsdrohung aus.

Gleichzeitig hatte die Art des Rituals der Vorstellung etwas „Zackiges“. Unsere kurze irritierte Reaktion über das Tempo der Vorstellung löste in der Gruppe Lacher und eine gewisse Freude aus. Die Soldaten fühlten sich gegenüber Gruppendynamik und Supervision also nicht nur schwach, sondern auch stark. Stärke bezogen sie aus der Art, sich wie ein Apparat, wie ein Maschine, präzise, funktionstüchtig aber unpersönlich zu präsentieren.

Der Soldat als Kamerad – zum Führungsideal der Gruppe

Die Dynamik der Angst vor dem Leiter und die Sehnsucht nach einem guten, starken Leiter wiederholte sich in den Schilderungen des eigenen Führungsideals. Methodisch hatten wir dies über Vorbilder in der Führung im Sinne von Lernen über Identifikation und Abgrenzung angeboten. Wir hatten weiterhin darum gebeten, uns Beispiele für gelungene und mißglückte Führung fallweise zu geben. Die Fälle wurden in Gruppen erarbeitet und dann im Plenum diskutiert.

Die Soldaten präsentierten ein Idealbild des guten Führers, welches in seiner Geschlossenheit wirklichkeitsfern anmutete. Geschildert wurde ein Marsch mit schwerem Gepäck. Der (gute) Vorgesetzte sei nicht nur die ganze Strecke mit seinen Soldaten gelaufen, er habe auch einem Soldaten zeitweise das Gepäck getragen, als dieser erschöpft war und drohte, einen Schwächeanfall zu bekommen. Mit dieser Geste der Kameradschaft, mit diesem Verhalten habe der Vorgesetzte sich als guter Vorgesetzter gezeigt und das Vertrauen seiner Soldaten erworben. Die vortragenden Soldaten waren von dem Fall sehr beeindruckt. In der Auswertung wurde denn auch der Kameradschaftsgeist als höchster Wert und als eigene Norm propagiert.

Ich erinnere mich noch sehr gut, wie ich von dem Wunsch der Gruppe zunächst berührt war, ich ging allerdings mit dem Wunsch verbotend um, indem ich ihn in der Auswertung als unrealistisch bezeichnete. Ich hatte auch Angst davor, die Gruppe in diesem Wunsch zu tief regredieren zu lassen. Die Bundeswehr hatte einen Beobachter geschickt, und wir wollten nicht, daß er den Eindruck bekommt, wir verwandelten seine Soldaten in kleine Buben. Insofern war die „Schere im Kopf“. Gleichwohl gab es auch eine kontraktuelle Unsicherheit, wir hatten keine gruppenanalytische bzw. psychoanalytische Arbeitsweise kontraktiert, obwohl sich der Zusammenhang zwischen Eintritt in die Bundeswehr und Wunsch nach einem guten Vater als Hypothese schon zu diesem Zeitpunkt aufdrängte.

Das Führungsideal, welches uns die Soldaten präsentierten, wurde von ihnen kameradschaftlich genannt. Geführt werden wurde als Anlehnung verstanden. Der gute Führer kastriert nicht, er läßt die Regression zu, er vermittelt Halt und Sicherheit, in seiner Solidarität und Identifikation wächst er über sich selbst hinaus. Er verleiht der Gruppe darüber Selbstwert und ein Sicherheitsgefühl. Der Austausch vollzieht sich über die Gleichung Liebe gegen Gehorsam, insofern ist der gute Führer der gute Vater und das Führungsverhältnis, so wie es die Gruppe als Wunsch entfaltetete, ein Eltern-Kind-Verhältnis. Die Gruppe nannte ihr Ideal Kameradschaft und pochte darauf, daß ihnen in der Bundeswehr Kameradschaft versprochen worden sei.

Umgekehrt waren die Beispiele negativ erlebter Führung solche, in denen die Führer keine Kameraden waren und den Wert der Kameradschaft verletzten. Hier präsentierten sich die Teilnehmer des Trainings durchweg als Opfer sadistischer Instanzen. Berichtet wurde vor allem von Kränkungen, Schikanen und Abwertungen. Ein Soldat führte an, daß er eine Meldung zum Absolvieren eines Lehrganges machen mußte. Er hatte die Prüfung mit ausreichend bestanden. Der Offizier kommentierte, obwohl der Soldat mit seiner Note im Mittelfeld des Kurses lag und die Quote derjenigen, die nicht bestanden hatten, hoch war mit: „Die Vier ist die Zwei der Dummen“. Eine weitere Szene erläutert den Konflikt noch einmal stärker:

Ein Unteroffizier bat darum, zwecks militärischer Einkleidung nach H. fahren zu dürfen. Er bekam einen Tag dienstfrei. Soldaten haben die Möglichkeit, zwischen getragenen Standarduniformen und höherwertigen, neuen Uniformen zu wählen. Die Standarduniformen werden von der Institution gestellt. Für die höherwertigen Uniformen wird ein Zuschuß bezahlt. Einen Eigenanteil muß der Soldat selbst tragen. In dem Glauben, alles umsonst zu bekommen, war dieser Soldat nach H. gefahren und stellte dort fest, daß ihm das Geld für den Eigenanteil fehlte. Er kehrte unverrichteter Dinge zurück und bekam prompt einen Konflikt mit seinem Vorgesetzten. Der Vorgesetzte machte ihn verantwortlich, während der Soldat sich auf den Standpunkt stellt, niemand habe ihm gesagt, daß er eigenes Geld mitbringen müsse, also sei er auch nicht verantwortlich. Die Gegenreden der Gruppe kommentierte er mit einem: „Dann bin ich eben der Looser“. Er deutete einen Kopfschuß an.

Maßregelungen und Rügen werden von den einzelnen Seminarteilnehmern als Beweis für den mangelnden Kameradschaftsgeist und für schlechte Führung in der Institution gewertet. Die Kritik der Vorgesetzten scheint sich immer wieder auf sehr verwundbare Seiten der Person wie Klugheit, Intelligenz, intellektuelle Kompetenz, kurz Potenz, zu beziehen. Die Zuschreibungen von Intelligenzmangel, mit denen die Vorgesetzten schnell bei der Hand sind, knüpfen unbewußt an das Bild des Soldaten als „Kanonenfutter“ an. Die Vorgesetzten mögen so ihre latenten Schuldgefühle kontrollieren. Andererseits mutet die Fülle von Fehlleistungen, die die Teilnehmer in ihrem Alltag inszenierten, fast komisch an. Wie der „brave Soldat Schwejk“ beharrten die Teilnehmer im Training auf ihrer moralischen Unschuld und forderten das Recht auf Dummheit für sich ein.

Psychoanalyse und Soziologie bieten für die vorangegangenen Schilderungen eine Reihe von Deutungsmustern an. Auf der Ebene der Institution drängt sich Goffmans Konzept der sekundären Anpassung in totalen Institutionen auf. Auf der Ebene des Unbewußten wird eine Auseinandersetzung mit einem positiven und negativen Phantasma deutlich. Der Krieg gilt ja bekanntlich als großes Reinigungsritual. Auf der Ebene der Ideologiebildung ist der Kompetenzmangel der Unteroffiziersanwärter kompatibel

mit einem Gesellschafts- und Führungsleitbild, welches die Notwendigkeit steuernder und die Massen beherrschender Eliten betont. Diese Ideologie ist quasi die Gegenideologie zur Ideologie der Kameradschaft, wie sie von den jungen Soldaten eingefordert wurde. Die beiden folgenden theoretischen Kommentare verstehe ich als ideologiekritische Einwürfe, einmal auf der Ebene soziologischer Betrachtung, und einmal auf der Ebene psychoanalytischer Entwicklungspsychologie.

Zweiter theoretischer Kommentar: Goffmans Konzept der sekundären Anpassung in totalen Institutionen

Unter sekundärer Anpassung versteht Goffman Notbehelfe in totalen Institutionen, d. h. in aller erster Linie Zweckentfremdungen von Gegenständen und Strukturen. Diese Zweckentfremdungen dienen zum einen dazu, das praktische Überleben in der Institution zu sichern und Autonomie im Gestrüpp von Einschränkungen und Reglementierungen zu gewährleisten. Notbehelfe sind im Sinne Goffmans Mittel zur kurzfristigen Erleichterung von Lebensbedingungen. Es bedarf hierfür jedoch verschiedener Voraussetzungen: die Kenntnis der Regeln, und nach Möglichkeit die Besetzung eines entsprechenden Postens. Zweckentfremdungen sind Symbol dafür, daß die Institution noch nicht allzutief in die Person eingedrungen ist. Insofern sind Formen der sekundären Anpassung immer auch Selbstbehauptungen. Sie sind ein Ich-bin-ich Symbol, deren Funktion darin besteht, die Agenten der Institution zu frustrieren.

Totale Institutionen haben in der Regel einen offiziellen oder inneren Katalog, was der einzelne der Institution schuldet. Diesem Erwartungskatalog gegenüber stehen Verhaltensweisen, die diesen ad absurdum führen:

„Wo man Begeisterung erwartet, findet man Apathie; statt Treue findet man Unzuverlässigkeit; statt Gegenwart Abwesenheit, statt Robustheit Krankheiten aller Art; wo etwas getan werden sollte, findet man die verschiedensten Formen der Muße. Wir stellen eine Vielzahl alltäglicher, kleiner Geschichten fest, deren jede einen Schritt in Richtung Freiheit bedeutet“ (Goffman, 1973, S. 290).

Gerade die letzte Fallvignette kann sehr gut auf der Folie von Goffmans Konzept sekundärer Anpassung verstanden werden. Für eine kleine Vergünstigung, einen Tag frei zu haben und dem Druck der Institution zu entkommen, sind die Soldaten bereit, sich das Etikett des „Looser“, des Dummen umhängen zu lassen, denn selbstverständlich muß der Soldat noch einmal zur Bekleidungsstelle fahren und braucht einen weiteren Tag frei. Dieses Bild des Dummen ermöglicht zumindest eine relative Autonomie. Auf

der Ebene der Ideologie der Institution werden aber Hierarchie und die strenge Teilung zwischen kontrollierenden und exekutierenden Instanzen gerechtfertigt. Das Leitbild der inneren Führung „scheitert an der Praxis“.

Goffmans zu Recht als deskriptiv und komtemplativ bezeichneter Milieuanalyse in totalen Institutionen soll ein psychoanalytischer Ansatz an die Seite gestellt werden, der dieses Phänomen von Diskulturation als Ausdruck institutioneller Übertragungen deutet.

Dritter theoretischer Kommentar: männliche Entwicklung und die Bedeutung des dyadischen Vaters

Formal betrachtet waren die teilnehmenden Unteroffiziersanwärter erwachsene Männer, die Jugendforschung spricht von dieser Altersgruppe als postadoleszent. Sozial fehlten den Teilnehmern aber einige wichtige Merkmale, die die heutigen Postadoleszenten auszeichnen. Eine Reihe von Soldaten war für ihr Alter in erstaunlich festen Bindungen, teilweise schon Väter kleiner Kinder. Sie trugen volle Verantwortung für eine Familie oder planten dies zumindest.

Da ich mit Erdheim der Meinung bin, daß die Adoleszenz nicht nur den Übergang von der Familie in die Kultur markiert, sondern daß nicht gelöste Entwicklungsaufgaben in der Adoleszenz sich in Lebenskonflikten verdichten, glaube ich, daß das Führungsleitbild als Thema der Gruppe der jungen Soldaten auf einen nicht gelösten Konflikt hindeutet, es geht um die Auflösung des negativen Vater-Komplexes, die verlängerte Idealisierung des Vaters über die Adoleszenz hinaus und die Sehnsucht nach einem dyadischen Vater. Dieser Gefühlskonflikt, dies ist die Quintessenz der vorangegangenen Vignette, wird, anstatt ihn emotional zu lösen, in einem Leitbild verdichtet und darüber konserviert.

Eine sehr gute Zusammenfassung der Probleme männlicher Adoleszenten aus psychoanalytischer Sicht fand ich bei Werner Bohleber (1996), auf den ich mich im folgenden beziehe. Hier fand ich auch den Begriff des dyadischen Vaters, der mir deshalb passend erscheint, weil er die Konfiguration beschreibt, die die Gruppe in ihrem Wunsch-Leitbild ausdrückte: eine fürsorgliche Vaterfigur, die die Passivitätsbedürfnisse der jungen Männer aufnimmt, ohne sie in die Nähe der Homosexualität zu rücken.

Bohleber (1996, S. 42) benennt zunächst Probleme der adoleszenten Entwicklung. Körperliche Veränderungen und ein Trieb Schub erschütterten das innere Gleichgewicht und die erreichte Abwehrorganisation. Infantile Objektbeziehungen würden wiederbelebt, allerdings würden diese nicht einfach redubliert, sondern träfen auf ein anderes Ich, andere Lebens-

konstellationen und neue Horizonte. Adoleszenz, das bedeutet für den Jungen auch, daß miteinander verbundene und geordnete seelische Inhalte wieder auseinander träten, daß unterdrückte und neue Strebungen mit Drang aktualisiert würden und daß Handlungen vollzogen würden, die der Jugendliche nicht verarbeitet. Der adoleszente Junge stehe nun vor der Aufgabe, dies alles zu integrieren, wobei ihm einerseits das eigene Ich (über desexualisierte Libido) zur Verfügung stünde, andererseits Hilfe von außen notwendig sei. Das Erreichen der formal-abstrakten Stufe geistiger Entwicklung ermögliche es dem Jugendlichen, sich und seine Vergangenheit selbst zum Objekt zu machen. Hinzu kommt ein für die Adoleszenz typisches Agieren. Der Jugendliche zeigt jetzt offen seine unbewußten Wünsche und Ängste, durch Handlungen verneint er seine Hilflosigkeit, und durch Übertreibungen demonstriert er Unabhängigkeit. Zum Agieren gehört auch, daß Geheimgehaltenes und Tabuiertes in der Familiengeschichte von einem phantasierten Zusammenhang in einen realen Zusammenhang gestellt werden muß.

Die Bedeutung des Vaters für die männliche Adoleszenz spricht Bohleber (1996, S. 48) zum ersten Mal bezogen auf die Masturbation an. Die Libido sei in der Masturbation objektgerichtet, durch die Phantasie beim Onanieren würde eine Objektrepräsentanz aufgebaut. Die ödipale Identifizierung des Jungen mit dem Vater habe hier eine wichtige Bedeutung, weil sie den Jungen vor passiven Strebungen und damit vor einer Rückkehr zur aktiven, versorgenden Mutter schützt.

In der traditionellen psychoanalytischen Theorie ist die Beziehung zwischen Vater und Sohn geprägt von Aggressivität und Ambivalenz, sie ist von Schuldgefühlen durchsetzt, und bezogen auf die passiven Strebungen droht das Damoklesschwert homosexueller Etikettierung. In Anlehnung an Blos (1985) grenzt sich Bohleber (1996, S. 48) von diesem Vaterbild ab und nennt es verkürzt. Dem einschränkenden, strafenden, ödipalen Vater wird der dyadische Vater als Instanz von Schutz und Sicherheit gegenübergestellt. Bohleber nennt es eine simplifizierende Auffassung, die Konstellation zwischen Sohn und Vater mit Homosexualität und homosexuellen Strebungen zu identifizieren. Gegen Ende der Adoleszenz wird der dyadische Vater in ein Ich-Ideal transformiert. Männliche Hingabe an Lebensaufgaben, Wertvorstellungen und Ideale seien quasi das Erbe des dyadischen Vaters. Bohleber trennt den dyadischen Vater vom homosexuellen Objekt. Der Wunsch eines adoleszenten Jungen nach Unterstützung und Liebe eines ausgeglichenen, starken Mannes dürfe weder als Wunsch verneint, noch als Homosexualität verkannt werden.

Der dyadische Vater als unbewußtes Leitbild und die Realität der Armee

In dem in der Gruppe produzierten Führungsleitbild ist ein Konglomerat aus Übertragungswünschen in Richtung von Sicherheits- und Zugehörigkeits- bzw. Gemeinschaftswünschen und Ideologie auf den „guten Vorgesetzten“ lebendig geworden. Dieser Übertragungswunsch einschließlich der dazugehörigen imaginären Produktion von Ideologie wird noch einmal erhärtet durch die Schilderungen eines anderen Kurses. Es handelt sich ebenfalls um die Eröffnungsphase des Seminars, jedoch um die personelle Gegenseite. Teilnehmer waren Offiziere, die schon lange in ihrer Funktion tätig sind.

Berichtet wurde in den Beispielen zunächst eine Fülle von Verhandlungen über Regeln, Normen und Bedürfnisse im Alltag der Institution. Kompatibel mit den Darstellungen des ersten Trainings wird ein durchgängig infantiles Bild der jungen Unteroffiziere gezeichnet, die dem Leit- und Menschenbild der „inneren Führung“ und des „Staatsbürgers in Uniform“ kaum Genüge tun. Gegenstand der Verhandlungen sind Dienstbefreiungen, Beurlaubungen aus privaten Gründen, in der Regel mit Begründungen wie Todesfälle, Schwangerschaft, Trennungen, Geldschwierigkeiten.

In einem Fall berichtete ein Seminarteilnehmer von einem jungen Unteroffiziersanwärter, der ihm die schreckliche Nachricht des Todes seines Vaters mitgeteilt hatte und um Dienstbefreiung bat, die ihm selbstverständlich gewährt wurde. Später stellte sich heraus, daß diese Nachricht gelogen war. Anstatt dessen habe der Soldat sich im Sinne der kurzfristigen Erleichterung seiner Lebensbedingungen (Goffman) einen Freiraum organisiert. Ähnliche Fälle betreffen Überschuldungen. In einer Präsentation berichtete der betroffene Offizier davon, daß ein junger Soldat, der sich fast überall bei seinen Kameraden verschuldet hatte, einen Wagen der Bundeswehr stahl. Er fuhr damit in eine Diskothek und betrank sich dort. Auf der Rückfahrt verursachte er mit dem Dienstfahrzeug einen Unfall mit anschließender Fahrerflucht. Die Institution reagierte, indem sie den Vorfall von der zivilen auf die militärische Gerichtsbarkeit umlenkte. Ferner wurde der Psychologe und der Seelsorger in den Fall einbezogen.

Im psychologischen Sinn verhält sich die Institution zu dem betreffenden Soldaten sehr gefesselt – gefesselt durch die Ideologie des ehrenhaften Soldaten sind nur solche Maßnahmen möglich, die die Realität zudecken und verschleiern. Die Institution agiert im Rahmen einer Co-Struktur. Wir haben dies den vortragenden Offizieren auch so gedeutet. Sie verhielten sich wie die Ehefrau eines Alkoholikers, die für ihren Mann lügt, unterschreibt, ihn immer wieder „aufpoliert“, damit er nicht auffällt und damit sie das „Gesicht“ der Familie wahren könne. Faktisch stabilisiere sie durch ihr Verhalten seine Sucht. Für die vortragenden Soldaten war unsere Deutung sicherlich in hohem Maße kränkend, jedoch ermöglichte sie eine Reflexion.

Unser Eindruck war auch hier, daß die jungen Unteroffiziere im Gegensatz zum ideologischen Bild des Soldaten als dem reifen, beschützenden und fürsorglichen Mann, ganz andere Männer waren. Solche die Halt suchten, die Versorgung suchten oder psychoanalytisch betrachtet, die Vater und Mutter suchten. Dies ist nach den Erfahrungen des Seminars zumindest ein Motiv, in die Institution zu gehen. Gleichzeitig ist unsere Vermutung, daß die hohe Aggression, die junge Zeitsoldaten durch ihre zerstörerischen und selbstzerstörerischen Verhaltensweisen an den Tag legen, auf heftige Enttäuschungen gerade durch elterliche Instanzen hindeutet. Destruktive Aktionen bieten eben auch eine verdeckte Möglichkeit, sich an einer elterlichen Institution zu rächen. Die formalisierte und ritualisierte Umgangskultur in der Institution, hinter der sich die Ideologie des Menschen als Maschine verbirgt, ermöglicht den Betrug der Institution auf fast risikolose Weise. Ferner werden entwicklungspezifische Konflikte aufgeschoben.

Die Uniform, das differenzierte Regelwerk, die Versorgungsleistungen der Institution, all dies bedeutet zunächst eine enorme Entlastungsfunktion für entwicklungspezifische, hier postadoleszente Auseinandersetzungen und Konflikte. Entlastung erfährt derjenige, der sich als Zeitsoldat verpflichtet, auf verschiedenen Ebenen: ihm bleibt die Konkurrenz um Arbeitsplatz und Beruf erspart. Der Konflikt wird aufgeschoben. Danach kann der Betreffende mit Bevorzugungen rechnen. Entlastet wird der Konflikt der Statuspassage und der Findung des Lebensstils. Mit einer Reihe von sozialen Leistungen wird der Einstieg in eine traditionelle Lebensform befördert. Entlastet werden damit spezielle Probleme männlicher Identität und männlicher Ängste. Die Identität wird an die Institution delegiert.

Die Besprechung dieser Fallgeschichte bewirkte in der Gruppe eine Teilung. Ein Teil der Seminarteilnehmer reagierte (übrigens in Übereinstimmung mit meinem Affekt) aggressiv und forderte väterliche Strafe (eins zwischen die Hörner) und das Beenden der Versorgungshaltung. Die anderen reagierten „gefesselt“, wobei diese Fesselung sich in einen ideologischen und einen moralischen Teil differenzierte. Es gab Offiziere, die die Ehre der Institution und damit das Bild des Soldaten in der Gesellschaft in erster Linie schützen wollten, andere, und dabei war auch der vortragenden Offizier, sprachen davon, daß sie gegenüber den jungen Soldaten Schuldgefühle hätten, denn schließlich seien sie es, die im Ernstfall das Leben dieser Soldaten fordern würden. Die verwöhnende Haltung der Institution sei als Vorleistung zu verstehen. Der Soldat habe sich schließlich verpflichtet, im Ernstfall sein Leben einzusetzen. Wir waren an das institutionelle Geheimnis gekommen.

Moral versus Ehre. Umgang mit Schuld und Scham in der Armee

Scham, sagt der Soziologe Sighardt Neckel, sei eine Empfindung von großer Profanität. Das sich Schämen sei eine existentielle Grunderfahrung: wir wollen in den Boden versinken oder wir erröten vor Scham, wir suchen wie die Maus das Loch und schlagen die Augen nieder. Wer sich schämt, der verachtet sich und ist sich selbst fremd geworden. Die Fremdheit schlägt ihm entgegen. Schamerfahrungen werfen ein helles Licht auf uns, auf das, was und wer wir sind und in welcher Welt wir leben. Damit ist Scham etwas Objektives. Sie entsteht nicht in Konflikten mit einzelnen, sondern mit dem Teil eines einzelnen, der das Gesellschaftliche repräsentiert. Wir schämen uns, wenn unser aktuelles Selbst von unserem Selbstbild abweicht und das Über-Ich diese Diskrepanz signalisiert. Scham tritt regelmäßig dann auf, wenn ein machtvolleres Ich-Ideal nicht erreicht wird, d. h. wenn Ich-Ideal und Selbstwahrnehmung in Spannung zueinander geraten.

In jeder Kultur gelten bestimmte Charakterzüge und soziale Tatsachen als unehrenhaft und als beschämend. Insbesondere gehört alles, was mit mangelnder Umweltkontrolle und mangelnder Körperkontrolle einhergeht dazu. Scham ist so verbunden mit Schwäche und mangelnder Autonomie, was nach sich zieht, daß sowohl Probleme bei der Kontrolle des Körpers, als auch Probleme bei der Kontrolle der Umwelt als beschämend empfunden werden.

Der vorangegangene Fall zeigt, daß die Offiziere der Bundeswehr vor allem mit einem Schamaffekt auf den Autounfall mit Fahrerflucht des jungen Soldaten reagierten. Ihre Sorge kreiste um das Ansehen der Institution, weniger um die moralische Dimension, d. h. die Schuld des Soldaten. Sie fühlten sich von der Feigheit des Soldaten, den Unfallort zu verlassen, beschämt. Eine Veröffentlichung des Unfalls hätte das Thema der Unehrenhaftigkeit der Institution und ihrer Mitglieder aufgebracht. Das Erscheinungsbild, welches den Soldaten als Prototypen des ehrenhaften Mannes ausgibt, wäre in Gefahr gewesen.

Ehre und Feigheit sind wichtige Bezugspunkte männlicher Identität in der bürgerlichen Gesellschaft, beide knüpfen an die Kastrationsscham an. Wer besoffen ist, also weder den eigenen Körper, noch die Umwelt kontrollieren kann, vor allem aber, wer diese Triebhaftigkeit in Uniform nach außen hin zeigt, der beschämt die Ehre der Institution und ihrer Symbole. Er beschämt ebenfalls das Bild des ehrenhaften Soldaten und zeigt, daß unter der Decke ehrerbietender Rituale, mit denen in der Regel Macht und Einfluß legitimiert wird, Kontrollverlust und Chaos sind.

Die moralische Schuld des jungen Soldaten tritt durch das Handeln der Institution in den Hintergrund. Es wird ihm erschwert, das Ausmaß seiner

Schuld zu erkennen und Verantwortung zu übernehmen. Moralische Reife und moralisches Lernen werden durch den Kodex der Ehre und den dazugehörigen Schamkonflikt in der Institution erschwert. Genau betrachtet trifft den Soldaten ein doppeltes Verschulden: er hat zum einen einen Unfall mit Fahrerflucht verursacht, und er hat zum zweiten die Bundeswehr beschämt (depotenziert), indem er Einblicke in eine chaotische Wirklichkeit, im Gegensatz zur Inszenierung von Ordnung, gegeben hat. Das Zudecken dieses Konfliktes erschwert es zu entscheiden, welche der beiden Verfehlungen in welchem Maße strafwürdig ist. Der Soldat wird wahrscheinlich nicht weniger bestraft als vor einem Zivilgericht, er wird indes für etwas anderes bestraft.

Moral als institutionelles Bezugssystem ist einer Armee im Prinzip fremd. Hier herrschen die Kategorien von Ehre und Feigheit, von Kampfkraft und Kampfbereitschaft. Moralische Einwände werden traditionell unter dem Etikett der Feigheit behandelt. Das Leitbild der inneren Führung anerkennt Moral als eigenständige Kategorie, der Soldat wird als Staatsbürger in Uniform angesehen, deren ethische und normative Regeln ebenfalls für ihn gelten. Dieses Leitbild geht sogar soweit, die Gehorsamspflicht des Soldaten einzuschränken, oberste Autorität ist das Grundgesetz, und nicht die Ehre. Allerdings zerfällt die Institution an dieser Frage immer wieder in zwei Wirklichkeiten, die sich in den beschriebenen Seminaren immer wieder wie ein roter Faden durch die Sitzungen zogen. Dem Leitbild der inneren Führung und des Staatsbürgers in Uniform stehen traditionelle Umgangsformen und Verhaltensweisen auch in der Führung gegenüber, die auf unbedingten Gehorsam, auf Unterwerfung und auf Beherrschung ausgerichtet sind. Hier spielen Männlichkeit und ihre Masken eine entscheidende Rolle.

„Eins zwischen die Hörner“. Maskierungen des Männlichen

Noch einmal zurück zum Unfall mit Fahrerflucht.

Eine Minderheit in der Runde der Soldaten sprach sich, wie bereits erwähnt, gegenüber dem unfallverursachenden Soldaten für eine harte Strafe aus. Die vortragenden beteiligten Kollegen wurden heftig wegen ihrer Milde und ihrer Inkonsequenz kritisiert. Ihnen wurde vorgeworfen, mit ihrem Verhalten einen Prozeß der „Verweichlichung“ zu befördern. Also anstatt väterlicher Härte mütterliche Unbestimmtheit. Das Stichwort wurde die Empfehlung „eins zwischen die Hörner“. Zunächst fühlten sich die vortragenden Soldaten angegriffen („wenn ich kritisiert werde, fühle ich mich immer zuerst angegriffen“). Schließlich war eine Erläuterung der Szene aber möglich, und in der Gruppe vollzog sich kurze Zeit später eine Themenwende. Wie bereits erwähnt, traf der

Soldat, der für „eins zwischen die Hörner“ plädierte, meinen inneren Affekt. Ich hatte einen Schamaffekt, weil reife (und mir sympathische) Männer, sich einer adoleszenten Struktur und Aktion unterwarfen, und ich hatte einen Wutaffekt, weil jemand durch destruktive Aktionen soviel Macht ausübt. Die Aggression des Teilnehmers entsprach meinem Empfinden, d. h. ich identifizierte mich wohl mit den „kastrierten“ (loyalen) Vertretern der Institution.

Interessanterweise nahm der Kurs die Intervention des Kollegen auf der Selbstoffenbarungsebene auf. Das sei eben eine typische Pilotenmeinung, dieser Ruf nach Härte, in der Praxis löse er kein Problem. Richtig an dieser Kritik war, daß die Argumente der „Verweichlichung“ eine andere Begründung für eine Sanktion beinhalteten als z. B. der Schamaffekt. Der „Pilot“ begründete seine Meinung dann noch einmal mit seiner Erfahrung. Im Flugzeug müsse auch präziser Gehorsam herrschen, sonst sei das eigene Leben in Gefahr. Strafe bedeutet auch die Erziehung zur notwendigen Härte.

Wie in anderen Fallvignetten auch zeigt sich an diesem Beispiel der Konflikt der Depotenzenierung der Institution und ihrer Repräsentanten durch Untergebene. Die beteiligten Vorgesetzten haben ihren aggressiven Impuls bezüglich des unfallverursachenden Soldaten unterdrückt, anstatt dessen sind Experten wie Psychologe und Seelsorger in den Fall einbezogen worden. In gewisser Weise wird damit das Leitbild der inneren Führung (man reagiert eben nicht autoritär, sondern demokratisch, indem man den Fall an Experten abgibt) mit Depotenzenierung verbunden. Der Konflikt mit dem jungen Soldaten wird auf diese Weise ja nicht gelöst, sondern nur arrangiert. Das Schamgefühl der Vorgesetzten, ein Kastrationsschamgefühl, bleibt erhalten. Sie haben sich der ödipal-adoleszenten Inszenierung und Überschreitung des jungen Soldaten unterworfen. Ein Unwohlsein, ein gewisser Leidensdruck in bezug auf die gewählte und institutionelle präferierte Lösung der „Vertuschung“, Abmilderung und „Expertokratisierung“ des Problems ist geblieben und dürfte zu der Präsentation des Falles im Training geführt haben. Auf der Ebene der Institution und ihres Leitbildes innere Führung wird genau das verhindert, was programmatisch erreicht werden soll: der Staatsbürger in Uniform. Demokratie oder innere Führung in diesem Kontext, also Delegation an moderne Experten, beinhaltet keine moralische Implikation, sondern ist allenfalls ein formaler Rahmen, „eine Art Schadensabwicklung“ (Habermas). So ist es kein Wunder, wenn alle beteiligten Soldaten mit der Lösung des Problems unzufrieden sind.

Restringiert ist ebenfalls das Plädoyer für eine autoritäre Lösung im Sinne des Vorschlages „eins zwischen die Hörner“, es dürfte die Impotenzgefühle bzw. Kastrationsschamgefühle der Vorgesetzten lediglich in Schuldgefühle nach dem Abstrafen des untergebenen Soldaten verwandeln. Hier zeigt sich in besonderer Weise das Dilemma des Vaters zwischen Scham- und Schuldgefühl angesichts ödipaler und adoleszenter Überschreitungen.

Nun bedient sich die Institution Bundeswehr einer Fülle von Ideologien über das Männliche und die Erziehung zur Männlichkeit. Aus „Handtüchern“ sollen z. B. Männer gemacht werden. Tapferkeit, Härte gegen sich selbst, Mut, Kraft und technische Intelligenz gelten allemal als Kennzeichen gesunder Männlichkeit. Körperliche Entbehrungen, Kraftproben, Schmerz sollen unabhängig machen vom Körper und körperlichen Empfindungen. Gleichzeitig zeigt aber genau dieses Beispiel einen institutionellen „Vatermord“. Das Väterliche wird zum einen über die Vertuschung, indem man das Verfahren in militärische Gerichtsbarkeit überstellt, eliminiert, zum anderen über Versachlichung mittels Experten. Im Gegenzug gibt es demnach in der Institution also auch keine Repräsentanz des autonomen Vaters.

Anschrift der Verf.: Prof. Dr. Katharina Gröning, Schornstr. 8, 45128 Essen

Literatur

- Baudissin, W. Graf v. (1985): Dreißig Jahre Bundeswehr – Licht und Schatten. In: Borkenhagen, F. H. U.: Dreißig Jahre Bundeswehr, Bonn, S. 15–32.
- Bauer, A. (1996): Der Mythos der sozialen Einrichtungen und die Wirklichkeit der Pflegeberufe. Unveröff. Man. Heidelberg.
- Bauer, A./Gröning, K. (1995): Institutionsgeschichten. Institutionsanalysen. Tübingen.
- Bohleber, W. (1996): Zur Psychoanalyse männlicher Adoleszenz. In: Gruppenanalyse, Heidelberg Jg. 6, H. 1, S. 41–56.
- Erdheim, M. (1982): Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Frankfurt a. M.
- ders. (1992): Aggression und Wachstum. Von der Chance im Übergang von der Familie zur Kultur. In: Finger-Trescher, U./Trescher, H.-G. (Hg.): Aggression und Wachstum. Mainz, S. 23–37.
- Gröning, K. (1996): Wissen, was man tut. Eine Würdigung des Supervisionskonzeptes von Gerhard Leuschner. In: Forum Supervision, Heft 8, Tübingen.
- Goffman, E. (1973): Asyl. Frankfurt a. M.
- Hauck, G. (1992): Einführung in die Ideologiekritik. Argument-Sonderband 209. Hamburg.
- Neckel, S. (1993): Status und Scham. Frankfurt a. M.
- Pühl, H. (1995): Der institutionelle Mythos. In: Bauer/Gröning (Hg.): Institutionsgeschichten. Institutionsanalysen. Tübingen, S. 70–79

Wolfgang Schmidbauer

Laienkultur und professionelle Kultur in der Drogentherapie

Zusammenfassung: Anhand der Situation in Institutionen zur Drogentherapie wird die Problematik der Identität von Laienhelfern in der Zusammenarbeit mit professionellen Helfern diskutiert. Sie ist häufig durch Spannungen gekennzeichnet, die mit dem unsicheren Selbstgefühl der Laienhelfer und ihrer Neigung zu einer ambivalenten Idealisierung der professionellen Helfer zusammenhängen. Im Sonderfall der Drogeneinrichtungen gibt es den „Ex-User“, der seine eigene soziale Auffälligkeit in einem zweiten Schritt professionalisiert, und von den entsprechenden Therapieeinrichtungen als (billige) Arbeitskraft verwendet wird. Weder Laienhelfer noch nach modernen Standards qualifiziert, gewinnt der Ex-User eine einzigartige, aber auch konfliktrichtige Position in Einrichtungen, die Elemente der Laienhilfe und der professionellen Hilfe mischen.

Das Thema des kranken Arztes ist ambivalent: ein Widerspruch in sich selbst – wie kann heilen, wer selbst ungeheilt ist? *Medicus, cura te ipsum*, sagt ein lateinisches Sprichwort. Arzt, heile dich selbst! Die andere Seite drückt eine orphische Formel aus: Nur der verwundete Arzt heilt.

In einigen Bereichen helfender Institutionen hat sich ein Rest der alten schamanistischen Traditionen erhalten, wonach nur der eine Krankheit heilen kann, welcher einst selbst an ihr gelitten hat. An der Wurzel der Psychoanalyse steht Freuds Schamanenkrankheit – eine Angstneurose, die ihn im Zusammenhang mit der Ablösung von seinem Vater befiel und die er durch seine Selbstanalyse überwand.¹ Seither ist die eigene Therapie, zu der – soll sie fruchtbar werden – auch eigene neurotische Konflikte des künftigen Therapeuten gehören, zur Voraussetzung der Professionalisierung in einer großen Zahl von Therapie-„schulen“ geworden. Sie lassen sich in der Auswahl der Bewerber von dem Gesichtspunkt leiten, daß der künftige Therapeut die besten Voraussetzungen dann mitbringt, wenn er weder ein stur normaler, noch ein schwer gestörter Mensch ist.

In der naturwissenschaftlich fundierten Medizin spielt diese Dimension keine große Rolle mehr. Sie erlaubt (oder verspricht) eine scharfe Trennung zwischen beruflicher Kompetenz und Persönlichkeit. Der Arztcharakter wird in der Prüfung nach dem multiple-choice-Verfahren zur Variable, die vernachlässigt werden kann, solange die Affekte nicht so übermächtig werden, daß das rationale Funktionieren der Intelligenz in Frage steht. Damit, so vermutet der künftige Arzt, kann er dann auch seinen beruflichen Alltag bewältigen.

Solange er forscht oder rein technische Mittel anwendet, mag das gelingen – etwa in der Röntgenologie, in der Chirurgie, Intensiv- oder Labormedizin. Sobald aber die menschliche Unvernunft zum Thema ärztlicher Tätigkeit wird, gerät diese anerzogene Vernünftigkeit an Grenzen und der Arzt entweder in Verlegenheit oder in eine unprofessionelle, bald hilflos-rationale, bald primitiv-moralische und manchmal sackgrobe Umgangsform. Will er es nicht dabei belassen, kann er versuchen, die wissenschaftliche Durchdringung dieser Bereiche seines Arbeitsfeldes durch eine Balintgruppe zurückzuerobieren. Hier begegnet er Fragen nach neurotischen Seiten seines Erlebens, nach der eigenen, während der Anstrengungen der Schule und des Studiums zurückgedrängten regressiven Seite.

Das zentrale Thema, welches den praktischen Arzt aus seinem naturwissenschaftlichen Optimismus reißt und es ihm nie wieder so recht wohl darin werden läßt, ist die Sucht. Wer Ärzte nach den Belastungen ihres Berufs, nach den Gründen ihrer unterdrückten Wut und nach den Motiven für ihre Magengeschwüre und Rückenschmerzen fragt, entdeckt häufig ihre Irritation durch Patienten, die einerseits Hilfe fordern, andererseits aber sich selbst beschädigen: der leberkranke Trinker, der zigarettenqualmende Infarkt Kranke sind geläufige Beispiele. Die Hilflosigkeit, welche die professionelle Kultur der naturwissenschaftlichen Rationalität angesichts der Sucht befällt, kann sie mit Thesen von der Stoffwechselstörung oder den genetischen Faktoren im Alkoholismus oder in der Opiatabhängigkeit nur bemänteln.²

Angesichts dieser Hilflosigkeit der naturwissenschaftlichen Medizin wird die Erfahrung der Suchtkranken verständlich, daß die Professionellen wenig für sie tun können. Auch der einzelne Süchtige kann sich nicht selbst helfen, aber er kann in einer Selbsthilfegruppe die Kraft finden, sich als Süchtigen zu erkennen und jeden Tag der Versuchung durch die Sucht zu widerstehen. Die Selbsthilfekultur, deren prominenteste Vertreter die Anonymen Alkoholiker sind, steht der professionellen Hilfe kritisch gegenüber und wird andererseits von den Fachleuten häufig skeptisch bis dünnelhaft bewertet. Erst im Zug eines wachsenden sozialen Engagements der Psychoanalyse und im Rahmen der gemeindepsychologischen Interessen innerhalb der Sozialpsychologie hat sich das geändert.³

Die helfende Kultur des Alltags ist von Laien bestimmt. Professionelle treten erst auf den Plan, wenn die Kompetenz der Laien erschöpft ist, wobei das Vorhandensein der Profis durchaus ambivalent zu sehen ist. Wenn sie verfügbar sind, fühlen sich Laien leicht in ihren Angeboten entwertet.⁴ In der Drogentherapie finden wir ein gesellschaftliches Feld, in dem es eine Laienbewegung gibt, die von sich behauptet, kompetenter zu sein als das professionelle System. Diese Haltung unterscheidet die Situa-

tion in der Suchtbehandlung von gesellschaftlichen Bereichen, in denen Laienhelfer tätig sind, die sich nicht aus dem eigenen Betroffensein qualifizieren, etwa in der Gemeindefarbeit, in der Altenhilfe, im Kinderschutzbund und in anderen Bereichen der traditionellen Laienhilfe.

Der Laie und der Professionelle: Allgemeine Gesichtspunkte

Seinem Selbstbild nach ist der Laienhelfer nicht so festgelegt wie der Profi. Er steckt nicht in dem Korsett der beruflichen und wirtschaftlichen Zwänge, hat viel mehr Chancen, seine spontane Hilfsbereitschaft zu erhalten und sie nicht dadurch zu überlasten und schließlich auszubrennen, daß er zuviel von ihr erwartet. Viele Gruppen von Laienhelfern sind so strukturiert, daß um einen harten Kern, der über lange Zeit stabil bleibt, eine mehr oder weniger lockere Randschicht gelagert ist – Personen, die für kürzere oder längere Zeit aktiv sind, diese Aktivität jedoch auch wieder aufgeben, wenn sich ihre Lebenssituation ändert. Man wünscht sich gerade diese Möglichkeit auch für viele berufliche Helfer; wer von uns erinnert sich nicht an Lehrer, Beamte, Schwestern, Ärzte oder Priester, die ihren beruflichen Auftrag nur noch aus Angst vor wirtschaftlicher Not in stumpfer Routine erledigen. Wären sie Laien, sie täten längst etwas anderes.

Die Identität eines Menschen ist niemals unabhängig von seiner sozialen Umwelt, genauer gesagt, von der Gruppe ihm Nahestehender, deren Zuwendung und Bestätigung ihn ebenso stabilisiert, wie ihn Isolation und Verachtung destabilisieren können. Ich bin der Meinung, daß alle Beziehungshelfer eine solche Gruppe benötigen, um die unweigerlichen Krisen in ihrer Arbeit verarbeiten zu können. Nur der Kontakt zu vertrauten und verständnisvollen Menschen, mit denen Ängste und Schuldgefühle besprochen werden können, ohne moralischen Vorhaltungen oder persönlicher Abwertung zu begegnen, kann den Helfer – sei er nun Laie oder Professioneller – auf lange Sicht vor dem Ausbrennen seiner Spontaneität und Kreativität im zwischenmenschlichen Umgang bewahren.

Idealisierungen zwingen uns, an einem starren Bild von Vollkommenheit festzuhalten und Fehler nicht für selbstverständlich, sondern für einen Makel, ein mehr oder weniger deutlich moralisierend an den Pranger gestelltes Versagen zu erleben. Wenn ein Mensch unsicher ist und sich diese Unsicherheit nicht zugesteht, sucht er Halt. Diesen Halt bieten die Idealvorstellungen, die er als Kind aufgebaut hat und die sich ursprünglich an Elterngestalten richteten, die – anders als die wirklichen Eltern, deren Schwächen und Mängel jedem Kind irgendwann bewußt werden – vollkommen sind. Wenn unser Selbstgefühl überfordert ist und zusammen-

zubrechen droht, greifen wir buchstäblich nach jedem Strohalm, zu oft ganz sinnlosen Aktivitäten, die uns helfen, unsere Ohnmacht vor uns selbst zu verbergen. Wenn ein Kind unter einem Mangel an einfühlendem Schutz vor Überforderung gelitten hat, gewinnt die Phantasie und später die (aus dann unbewußt gewordenen Motiven gespeiste) Lebenspraxis große Anziehungskraft, anderen den Halt und die Sicherheit zu gewähren, die ihm selbst mangelten.⁵

In der Berufsarbeit können infantile Phantasien untergebracht werden und in modifizierter Weise fortbestehen, die in einer weniger durch solche beruflichen Strukturen definierten Gesellschaftsform anders bewältigt werden müssen. Wenn beispielsweise ein derart überfordertes Kind Krankenschwester und später Heilpädagogin wird, stets für andere da ist, aber kein befriedigendes Privatleben und keine erotischen Beziehungen aufbauen kann, dann gehen Möglichkeiten verloren, das erlittene Trauma zu kompensieren, die in einer gesellschaftlichen Tradition, die Eheschließung und Mutterschaft selbstverständlich macht, nicht verloren gingen.

Die unreflektierte Selbstidealisation des beruflichen Helfers führt dazu, daß er an Perfektionsvorstellungen gebunden ist und Kritik nicht vertragen kann, da er sie als Zerstörung seiner beruflichen Identität empfindet. Der Laie hingegen ist sich seiner eigenen Grenzen, Ängste und Schwierigkeiten wohl bewußt, bleibt aber an eine Idealvorstellung des Helfers gebunden, die nun nicht mehr er selbst, sondern der bezahlte Professionelle verwirklichen soll. Dessen Grenzen kann er nicht realistisch wahrnehmen. Angesichts der unweigerlich Schwächen des beruflichen Helfers fühlt sich der Laie gewissermaßen um sein Idealbild betrogen und reagiert vorwurfsvoll.

Ich erinnere mich an eine peinliche Situation in einer Selbsterfahrungsgruppe aus Laienhelfern und Professionellen in der Psychiatrie. Einer der Psychiater sprach über seine Schwierigkeiten, fordernden und ständig unzufriedenen Patienten mit der Geduld und Freundlichkeit zu begegnen, die er für notwendig hielt. Die anwesenden Laienhelfer reagierten darauf ganz und gar nicht einfühlend oder stützend, sondern aggressiv. Wenn sie sich schon keine Aggressionsäußerungen gegen die von ihnen betreuten Klienten erlaubten, dann dürfe er es doch erst recht nicht. Er werde doch dafür bezahlt, sich um die Patienten zu kümmern, es ginge nicht an, daß er nun auf einmal überfordert sein wolle. Solche Situationen belegen, wie sehr die Idealisierungen einen offenen Austausch erschweren können. Der Professionelle, der seine Schwäche offen zeigt, wird in ihr nicht akzeptiert, sondern abgelehnt und auf seine latente Idealisierung festgelegt. So droht die Gefahr, daß jeder die Vorurteile des anderen bestätigt: der Professionelle, daß man dem Laien eine untadelige Fassade vorspielen muß; der Laie, daß die Professionellen nicht wirklich engagiert sind.

Die Idealisierung ist mit dem heimlichen Größenwahn verknüpft, der eine wesentliche Rolle im Helfer-Unbewußten spielt und dessen unheimliche Kehrseite die Depression ist. In der Hilfe für einen Hilfsbedürftigen steckt eine Demonstration von Überlegenheit, Macht und Vitalität, die geeignet ist, das eigene Selbstbewußtsein aufzuwerten. Sie stützt kindliche Vorstellungen, daß etwas Großartiges in uns steckt, und verbirgt sie gleichzeitig, weil der Helfer nur dann groß ist, wenn ihn jemand braucht. Die Helfer-Welt ist voller kleiner Götter, die insgeheim niemanden neben sich gelten lassen können; die Kehrseite solcher Illusionen ist ein großer Druck, immer alles richtig und es allen recht zu machen, und wenn das nicht gelingt, wenigstens den Schein zu wahren.

Da aber kein Mensch immer leistungsfähig ist und die Leistungsfähigkeit dessen am stärksten bedroht, der sie sich als dauerhafte Qualität abverlangt, gerät der von einem solchen größenwahnsinnigen und unbewußten – das heißt nicht durch Reflexion und Kritik gemilderten – Ideal getriebene Helfer bald an Grenzen seiner Leistungsfähigkeit, fühlt sich zeitweise als völliger Versager. Je elender die Erniedrigung des Selbstgefühls in der Depression, desto ausgeprägter auch das Bedürfnis nach narzißtischer Aufwertung und Aufblähung. Beide bedingen sich gegenseitig und sind die wesentlichste Gefahr für das stabile Selbstvertrauen und die Ausgeglichenheit des Helfers, der sich ständig der Tatsache bewußt bleiben sollte, daß er weder allmächtig noch ohnmächtig ist.

Ein wesentlicher Unterschied, den zu treffen gerade dem Laienhelfer oft schwer fällt, betrifft die Alternative von „gutem“ und „schlechtem“ Helfen (oder „echter“ und „unechter“ Hilfsbereitschaft) einerseits, die Frage nach „befriedigendem“ oder „wirksamem“ Helfen andererseits. Diese Differenzierungen gehen verloren, wenn z. B. die Tatsache, daß der Helfer selbst „nichts von seiner Hilfe hat“, d. h. uneigennützig handelt, mit „guter“ und „gute“ mit „wirkungsvoller“ Hilfe identifiziert wird. Das ist höchst vorteilhaft. So meinen viele Partner eines Alkoholkranken, die diesen aufopfernd unterstützen, eine solche „gute“ Hilfe zu leisten und sehen entsetzt, wie der Süchtige erst nach der Trennung aufhören kann zu trinken. Manche Laienhelfer idealisieren sich als die „wahren“ Helfer und grenzen sich gegen die „falschen“ professionellen, bezahlten Helfer ab.

Umgekehrt sind professionelle Helfer in der Gefahr, die narzißtischen Befriedigungen durch ihre Arbeit zu bagatellisieren – ein Beispiel wäre die defensive Formel: „Ich tue nur meine Pflicht“, oder „Ich werde schließlich dafür bezahlt“. Beide Formeln dienen dazu, die emotionalen Aspekte der Hilfe aus der Interaktion zu verdrängen. Man kann dabei die Abwehrstruktur des Laienhelfers und die des professionellen Helfers einander gegenüberstellen: der professionelle Helfer muß eher die Ansprüche, die er

z. B. an die Gefühlsbeziehungen in seiner Tätigkeit richtet, sowie den narzißtischen Gewinn aus seinem Einsatz abwehren, der Laie eher seinen Ärger über mangelnde Anerkennung und Beachtung, auch seine Enttäuschung darüber, daß andere für eine Arbeit entschädigt werden, die er „um Gotteslohn“ tut. Damit hängt zusammen, daß die soziale Struktur der Laienhilfe häufig von einem religiösen Rahmen bestimmt ist, während die professionelle Hilfe weltlich verfaßt ist. Das führt auch dazu, daß es Laien und Profis häufig nicht leicht fällt, sich in ihren unterschiedlichen (Abwehr)Strukturen ineinander einzufühlen und miteinander zu verständigen. In allen Interaktionen von Beziehungshelfern kann immer wieder die Unterscheidung verloren gehen, daß der Helfer zwar für seine Zeit, nicht aber für seine emotionalen Qualitäten bezahlt werden kann. Diese müssen auf einem anderen Weg geregelt werden als durch Geld – getreu der Robert Mitchum zugeschriebenen Maxime: *If you want my presence, pay me. If you want my interest, interest me.*

Dem wirkt entgegen, daß Zeitaufwand ein zentrales, häufig das einzig quantitativ leicht zu erfassende Signal für emotionale Zuwendung ist; daher gerät der Laienhelfer in Gefahr, den professionellen Helfer der Prostitution zu verdächtigen. Dieser fordert Geld für etwas, was der Laie nur aus freiem Herzen gibt. Diese Qualität spielt nach wie vor in der weiblichen Sozialisierung eine große Rolle. „Die Professionelle“ ist die Hure. Zu ihren Merkmalen gehört, daß sie für Dienstleistungen, die andere Frauen „aus Liebe“ – also aus einem emotionalen Wert – heraus anbieten, Geld fordert.⁶

Die Ex-User in der Drogentherapie

Die Ex-User in der Drogentherapie nehmen eine Zwischenstellung ein. Sie sind Professionelle geworden und werden in den Einrichtungen auf Planstellen bezahlt. Andererseits ist der Ex-User in besonderer Weise mit dem Süchtigen verbunden. Wer selbst getrunken oder gefixt hat, der kennt die Ausreden, die Lügen, die Selbsttäuschung, den zur zweiten Natur gewordenen Betrug so gut, daß er nicht leicht beschwindelt werden kann. Er bietet nicht nur Therapie als Dienstleistung an, er verkörpert diese auch, er beweist mit seiner Person, daß eine Heilung möglich ist. Der gesunde Therapeut wirkt wie ein Wegweiser, der eine Richtung zeigt ohne selbst die Strecke zu wandern. Der Ex-User hingegen ist ein Pfadfinder, er war schon einmal in der Unterwelt und hat herausgefunden.

Allerdings gehört es zur Dynamik der Sucht, daß viele Versuche, ihr abzuschwören, nur vorübergehend sind. Daher wird auch immer wieder berichtet, wie Ex-User, die bereits einige Jahre in einer Einrichtung ge-

arbeitet haben, doch wieder in einer persönlichen Krise rückfällig werden. Aber auch andere Formen einer fortbestehenden Abhängigkeit können zu Spannungen führen. Die Sucht entsteht meist durch gesteigerte narzißtische Bedürftigkeit. Sie bahnt der Einstellung den Weg, daß Kränkungen und Versagungen nicht ohne stimmungsverändernde Hilfsmittel bewältigt werden können. Die Selbstdisziplin ist zu gering, die narzißtischen Defizite sind zu groß, der chemische Tröster ist der lockende Kompromiß; er entschädigt für die früheren Defizite, Versagungen, Beleidigungen und eine Zeit lang auch für die schließlich größte Kränkung – nämlich die, von einem Stoff abhängig zu sein.

In der Industriegesellschaft haben die Menschen nicht mehr vor Hunger, Kälte oder wilden Tieren Angst, sondern vor dem Mangel an Liebe und Anerkennung durch ihre Mitmenschen. Die Rolle des Helfers bietet die Möglichkeit, Gefahren abzuwehren, die unserer narzißtischen Stabilität durch Liebesverlust und durch unerfüllte Sehnsucht nach Anerkennung drohen. Unter dem Gesichtspunkt der Psychodynamik und der Neurosen-theorie ist also die Helfer-Rolle durchaus mit der Sucht verwandt: beide enthalten Versuche, Kränkungen zu vermindern, welche durch emotionale Abhängigkeit und durch eine Versagung neurotischer Liebesbedürfnisse entstehen.⁷ Der Helfer tut das, indem er die Beziehungen zu seinen Mitmenschen kontrolliert. Das Helfer-Syndrom ist dadurch definiert, daß es im Leben eines Betroffenen je nach Ausprägung des „Helfens als Abwehr“ nur noch wenige oder gar keine Gefühlsbeziehungen gibt, die *nicht* von der Helfer-Schützling-Rollenverteilung bestimmt sind. Der Süchtige hingegen kontrolliert die körperlich-emotionalen Voraussetzungen seiner Kränkbarkeit durch Liebesverlust und Selbstkritik. Er kann sich „zumachen“, er ist „cool“. Die Helfer-Rolle wird durch Sublimierung der ursprünglichen narzißtischen Bedürfnisse und durch stabile Reaktionsbildungen gegen die sadistischen Impulse aufgebaut, welche dem Wunsch nach einer verlässlichen Kontrolle über das mütterliche Objekt entspringen. Die Sucht hingegen ist vorwiegend durch eine Regression auf primitive Abwehrformen wie die Spaltung und die Selbstmanipulation bedingt.

Verwandlungen des Betreuten in einen Betreuer sind das kulturstiftende Moment schlechthin. Die Identifizierung mit einer mächtigen, zunächst bedrohlichen Gestalt ist mehr als ein Abwehrmechanismus, wie ihn Anna Freud als „Identifizierung mit dem Angreifer“ beschrieben hat. Sie bildet das Rückgrat der Institutionen vom buddhistischen Kloster bis zur modernen Armee: immer wird aus dem Novizen der Mönch, aus dem Rekruten der Feldwebel, aus dem Schüler der Lehrer. Oft ist diese Identifizierung dann besonders gründlich, wenn sie besonders viel Angst bindet – d. h. wenn sich der Novize besonders vor dem Mönch, der Schüler besonders vor dem Lehrer gefürchtet hat.

Wer Feldweibel wird, muß die Armee nicht mehr verlassen, wer Lehrer wird, bleibt immer in der Schule. An diese Prozesse klingt der ein wenig zynische, ein wenig wahre Spruch an, daß es leichter ist, einen neuen Therapeuten zu produzieren, als einen geheilten Patienten. Einrichtungen, die Ex-User als Therapeuten beschäftigen, legen eine Zwischenphase ein, um zu verhindern, daß es Patienten gibt, die den neugebackenen Therapeuten noch als ihresgleichen erlebt haben. So soll auch erreicht werden, daß der Süchtige den Beweis liefert, außerhalb der Einrichtung ganz normal und clean leben zu können. Aber dieser Alltag außerhalb der Therapie hat naturgemäß eine andere Qualität, wenn er als Übergangsphase konzipiert wird und nicht als definitive Trennung.

Die Sucht unterscheidet sich von anderen psychischen Störungen dadurch, daß bei vielen Ex-Süchtigen und professionellen Therapeuten die Meinung herrscht, der Süchtige könne zwar abstinent leben, aber er sei dann nicht *geheilt*, sondern nur *trocken*. Der Gedanke, er könne nach einigen Monaten oder Jahren der Enthaltung vom Suchtmittel wieder ganz normal trinken oder ein bißchen Koks probieren, wird als gefährliche Illusion angegriffen: dieser Selbstbetrug sei der kürzeste Weg in den Rückfall. Vermutlich ist das nicht universell gültig und doch ein wichtiges Gegengift gegen die fortbestehende Neigung des Süchtigen, seine Abhängigkeit zu bagatellisieren. Verglichen damit ist die dogmatische Abstinenz gewiß das geringere Übel. Auffällig ist aber, daß fast alle Vertreter der Abstinenz-Position keine Ambivalenzdiskussion ihrer These zulassen. Sie scheinen nicht zugestehen zu können, daß sie zwar manchen Gefährdeten vom Rückfall abhält, aber andererseits auch manchen Rückfälligen tiefer in die Abhängigkeit treibt, der sich wohl einen reduzierten Genuß, aber keine völlige Abstinenz zutraut.

Der Auffassung vom nicht geheilten, nur trockenem Alkoholiker entspricht der Gedanke, daß die dauernde Gefährdung durch einen dauerhaft gemachten Einfluß von außen entschärft werden muß. Die anonymen Alkoholiker fordern die lebenslange Teilnahme an den Selbsthilfegruppen, um niemals zu vergessen, daß sie nicht gesund sind. Dieser Gedanke hat eine religiöse, kultische Qualität. Die wissenschaftlichen Erkenntnisse sind so eindeutig nicht; sie besagen, daß manche Süchtige ohne solche Stützen gesund werden und andere sie brauchen. Vermutlich drückt diese Dogmatik aus, daß viele Süchtige in einer Art Gegendogmatik an der Überzeugung festhalten, sie seien gar nicht abhängig, sie sähen nur momentan nicht ein, warum sie gerade jetzt aufhören sollten. Hier erleichtert eine Helfer-Position, daß es sich bei dieser Behauptung immer um eine Lüge und eine Unmöglichkeit handle, die radikale und engagierte Bekehrungsarbeit.

Die unterschiedlichen Formen, in denen das Konzept der unendlichen Selbsthilfe realisiert wird, spiegeln die unterschiedliche Toleranz der Gesellschaft für die verschiedenen Suchtmittel. Die Anonymen Alkoholiker nehmen vor allem Menschen in ihre Gruppen auf, die neben, nach oder trotz ihrer Abhängigkeit in das Arbeitsleben integriert bleiben. Radikalere Formen der Selbsthilfegruppen, wie die Synanon-Organisation, bauen eigene Wohngemeinschaften auf, in denen die Ex-User potentiell ein Leben lang bleiben können – Landkommunen, selbstorganisierte Betriebe, in denen neue Mitglieder durch die alten, bereits an ein drogenfreies Leben gewöhnten angeleitet werden.

Alkoholiker sind in der Regel sozial viel länger integriert, da Äthanol länger braucht, um einen Menschen zu ruinieren als etwa Heroin oder Crack. Die soziale Integration der Droge stabilisiert auch die soziale Stellung des Opfers länger als die illegalen Rauschgifte, die so teuer und so suchtanstoßend sind, daß viele Betroffene bald in die Kriminalität abrutschen, um sich genügend Gift zu beschaffen. Der trockene Alkoholiker ist leichter in eine Arbeitswelt zurückzuvermitteln, die er erst relativ spät verlassen hat. Der clean gewordene Fixer hat oft nicht einmal einen Hauptschulabschluß.

Kulturkritik und Drogenkonsum

Die Droge ist Materie, Stoff, Objekt, Institution – sie ist ein Mittel, das der einzelne seiner Umwelt entgegensetzen kann, wenn ihm mißbehagt, was sie mit ihm macht. Sie wird sozusagen gegen die Übermacht der sozialen Einrichtungen verwendet, die das Individuum ebenfalls als kompakte Strukturen erlebt, die seinen Weg kanalisieren. Wir können uns Gesellschaften vorstellen, die so beschaffen sind, daß jede Frau und jeder Mann in ihnen ohne Drogen auskommen; wir können uns andere denken (wie Huxleys *Brave New World*), in der alle Erwachsenen mit Drogen leben. Die meisten Gesellschaften liegen zwischen diesen Polen; bereits in altsteinzeitlichen Kulturen werden berauschende Lianen, Kakteen und Pilze konsumiert; der Ackerbau kultiviert Mohn, Hanf und Rebe; die Industriegesellschaft brennt Schnaps und synthetisiert Opiate oder Benzodiazepine. Problematisch wird die Sucht von dem Augenblick an, in dem die Droge zur Ware wird: jetzt muß der einzelne Konsument seinen Stoff nicht mehr selbst erzeugen, was von ihm Arbeit und Disziplin verlangt; er kann ihn kaufen und ist daher in viel stärkerer Weise durch Regressionen gefährdet. So gerät der Süchtige auf eine abschüssige Bahn, auf der es häufig für ihn kein Halten mehr gibt.

Nun ist die Regression ein vieldeutiges Merkmal. Sie eröffnet den Zugang zu kreativen, künstlerischen Welten, aber sie gefährdet auch die Anpassung und kann aus verantwortungsvollen, selbstkritischen Erwachsenen realitätsblinde, verlogene Junkies machen. Die Entwicklung der Psychotherapie ist auch eine Entwicklung immer differenzierterer Umgangsformen mit Regressionen. Sie beruhen darauf, daß ein im Erwachsenenleben sonst nicht übliches Maß an Aufmerksamkeit und Zuwendung eingesetzt wird, um Konflikte in einem Schonraum kontrollierbar zu beleben. Der Therapeut bietet eine begrenzte, aber professionell abgesicherte, positive Gefühlsbeziehung. Damit kann er dem neurotisch Kranken eine Möglichkeit eröffnen, Einschränkungen seines Erlebens durch Angst und Hemmung zu überwinden.

Verwandelt sich der Süchtige in einen Therapeuten, dann kann er von den Möglichkeiten dieser Rolle, narzißtische Bestätigung zu gewinnen, in einer Weise abhängig werden, die seine frühere Regression wiederholt. Er braucht den Erfolg um fast jeden Preis, er muß die Patienten auf den richtigen Weg bringen. Wenn in einer Einrichtung die Tatsache, einmal süchtig gewesen zu sein und diese Abhängigkeit durch die Identifizierung mit einem der Therapeuten überwunden zu haben, als Qualifikation für die Arbeit mit Abhängigen gilt, geht leicht die Einsicht verloren, daß bei solchen Identifizierungen nicht das Ich, sondern das Über-Ich und das Ich-Ideal der Elterngestalt aufgenommen werden. Dann wird es schwierig, die professionell üblichen und an sich vernünftigen Schutzmaßnahmen und Mäßigungen aufrechtzuerhalten. Die Therapie wird zum Holzschnitt. Es gibt nur noch schwarz und weiß, gute, therapiewillige und linke, therapieblockierende Klienten; die guten erhalten Zuwendung, die schlechten werden hinausgeekelt. Für einen Klienten ist es kaum möglich, mit einem solchen Therapeuten Ambivalenzen zu diskutieren oder gemischte Erfahrungen zu machen: er muß sich diesem entweder anschließen, oder er wird keinen Kontakt finden und als ungeeignet gelten.

Professionelle Standards werden nicht durch Spitzenleistungen oder durch den glücklichen Erfolg definiert, sondern durch den Umgang mit Scheitern und durch die Sicherheit, nicht unter eine definierte Mindestleistung zu sinken. Wenn etwa der Arzt sich klarmachen kann, daß er nach den Regeln der ärztlichen Kunst behandelt hat, darf er auch bei einem Fehlschlag sein Honorar beanspruchen und seinen Feierabend genießen. Für den Ex-User, der als Suchttherapeut arbeitet, der seine persönliche Lebens- und Heilungsgeschichte einbringt, ist es ungleich schwerer, ein Modell des kunstgerechten, objektivierbaren, durchschnittlich guten Vorgehens zu entwickeln. Vollends unmöglich wird für ihn eine angemessene Toleranz für Mißerfolge, wenn er keinen Rahmen (wie eine Teamsupervi-

sion) hat, in dem offen über diese psychischen Belastungen gesprochen und die Trennung von Kunstfehlern und unrealistischen Erfolgsansprüchen immer wieder verfeinert werden kann. Ein solches Team zu entwickeln, ist in der Suchttherapie aber besonders schwierig.

Wer Drogeneinrichtungen mit anderen Institutionen vergleicht, in denen er Supervision durchgeführt hat, entdeckt in ihnen spezifische Merkmale. Das Klima der Drogenarbeit ist stark von der Abwehr narzißtischer Kränkungen und oraler Ansprüche bestimmt – genau den Themen, welche die Pathologie der Sucht charakterisieren. So legen Mitarbeiter in den gegenseitigen Rückmeldung häufig den Schwerpunkt auf Kritik; es gibt nur wenig gegenseitige Anerkennung, die Teams wirken oft ausgehungert, jeder möchte Bestätigung, findet aber an denen, die sie ihm geben könnten, viel auszusetzen. Die Mitarbeiter empfinden ihre Umgangsformen miteinander eher kränkend als aufbauend. Diese Teamkultur hängt damit zusammen, daß der Süchtige in der Regel kein Patient ist, von dem der Therapeut narzißtische Bestätigung erwarten kann. Die Arbeit mit ihm ist manchmal fesselnd, aber der Therapeut fühlt sich oft belastet, ausgesogen. Während der „nur“ neurotische Klient einer Psychotherapie oft bereits den Behandlungsbeginn als deutliche Entlastung erlebt und dem Therapeuten ein frühes Erfolgserlebnis vermittelt, erlebt der Süchtige die Therapie zunächst nur als Belastung. Ihre Prämisse ist die Abstinenz, der Verzicht auf das Gift, welches doch in den letzten Jahren zum Universalmittel gegen Enttäuschungen und Kränkungen geworden ist, die der Klient einer Therapieeinrichtung mit von Tag zu Tag verletzlicheren Nerven erlebt. Was kann die Behandlung da schon an Entlastung bieten! Es ist, als ob man dem Sportwagenfahrer ein Tretauto gibt und ihm beteuert, so sei es besser für ihn und er werde, wenn er ein wenig übe, schon vorankommen.

Angesichts der Sucht zeigt sich besonders deutlich, daß weder Liebe noch Harmonie das Lebenselixier einer Therapie sind, sondern der liebevolle (und wenn das nicht möglich ist, vernünftige) Umgang mit Ambivalenzen, mit Aggression, Trennung und Distanz. Die therapeutische Haltung, weder zu verwöhnen, noch sich zu verweigern, aber die Ambivalenz beider Umgangsformen bewußt zu machen und ertragen zu helfen, ist bei Süchtigen nicht nur besonders notwendig, sondern auch besonders schwierig. Die Konkurrenz der Droge bleibt im Hintergrund immer erhalten. Die Therapie ist niemals die einzige Institution, welche dem Klienten hilft, seine Schwierigkeiten mit den Institutionen der Gesellschaft zu verarbeiten. Es wird immer die Institution des Junkie geben, und der Ex-User, der dauernd mit den Junkies um ihn herum ringt, ringt dadurch auch mit sich selbst. Immer wieder erlebt der Therapeut, wie ein Klient, den er für motiviert und konstruktiv gehalten hat, dessen Hoffnungen auf eine dro-

genfreie Zukunft er mitrug und teilte, ihm plötzlich mit einer verächtlichen Geste das Tretauto vor die Füße wirft und mit dem Sportwagen davonbraust, der nächsten Katastrophe entgegen.

Zurück bleibt der Therapeut mit zwei Fragen: Habe ich zuwenig gegeben? Habe ich zuviel geglaubt? War ich zu passiv, zu wenig konfrontativ und engagiert? Oder war ich ein Dummkopf, nicht zu erkennen, daß dieser Junkie die ganze Zeit nur Therapie gespielt, verschnauft, sich um den Knast gedrückt hat und jetzt in der Szene erzählt, wie leicht sich die Psychos ablinken lassen?

Während der professionelle Therapeut in solchen Situationen daran denken kann, ob er sich nicht in einigen Jahren aus dieser belastenden Arbeit zurückzieht und sich Klienten sucht, die ihm zumindest das nicht antun, hat der Ex-User keine solche Perspektive. Das gilt verschärft, wenn er keine allgemein anerkannte Zusatzausbildung erworben hat, sondern nur in „seiner“ Einrichtung qualifiziert ist, im selben Rahmen seine eigene Therapie gemacht und eine Anstellung als Therapeut gefunden hat. Dann ist er nur innerhalb dieser Institution Therapeut und überall sonst ein Ex-Junkie mit abgebrochener Ausbildung.

Der Verdacht, daß solche Therapeuten den Trägern von Drogeneinrichtungen als billige Arbeitskräfte helfen, konkurrenzfähig zu bleiben, wird in der Therapieszene häufig formuliert. Je länger ein Ex-User als Therapeut in einer Drogeneinrichtung arbeitet, desto mehr wachsen auch die Konfliktpotentiale. Von Karrieremöglichkeiten ausgeschlossen, soll er Jahr für Jahr die Knochenarbeit leisten. Die Sozialpädagogen, Psychologen, Ärzte, die neben ihm auf ihren Halbtagsstellungen kommen und gehen, werden von ihm angelernt, erhalten aber von Anfang an ein höheres Gehalt. Wenn sie ohne Vorerfahrung in Suchttherapie kommen, hilft ihnen auch eine Therapieausbildung nicht viel. Jedesmal ist nicht nur die Anleitung, sondern auch die Diplomatie des Ex-Users gefragt. Er muß vermitteln, wo in der Einrichtung, die er aus beiden Perspektiven – der des Patienten und der des Therapeuten – kennt, der Hase läuft. Und es muß so geschehen, daß sich der Arzt oder Psychologe nicht allzusehr in ihrem beruflichen Narzißmus gekränkt fühlen.

Diese Spannungen können die auf den ersten Blick so innovativ anmutende Lösung, die Drogenkranken zu Therapeuten zu machen, ad absurdum führen, wenn nicht besondere Aufmerksamkeit auf diese Situation gelegt wird. Die offene Aussprache über eigene Kränkungs- und Versagenserlebnisse kann da nicht gelingen, wo in einer ungemilderten und unreflektierten Rivalität die Kompetenzphantasien aufeinanderprallen und die immer unsichere Situation, ob das drogenfreie Leben gelingt oder nicht, durch falsche Sicherheiten und Sündenbocksuchen abgewehrt wird.

Der Ex-User wird dann behaupten, daß niemand, der nicht selbst süchtig war, wirklich eine Ahnung von Süchtigen haben und ihnen etwas Glaubwürdiges vermitteln kann. Der professionelle Therapeut wird die mangelnden diagnostischen und therapietechnischen Fähigkeiten des Ex-Users bloßstellen oder ihm vermitteln, er sei letztlich doch ein Junkie geblieben. Jeder Mißerfolg des jeweiligen Konkurrenten wird zum Schaden der Einrichtung als persönlicher Erfolg verbucht. Der Profi verfolgt mit kaum verhehlter Schadenfreude, wie der missionarische Ex-User scheitert; der Ex-User genießt die Solidarität in der Patientengruppe, welche ihm mit der Überzeugung eine klammheimliche Freude macht, Psychotherapeuten seien alle selber neurotisch und hätten nie im Leben den Mut, den ein Junkie jeden Tag beweist. Der Profi wirft während des Wochenenddienstes einen rückfälligen Klienten aus der Einrichtung, den ein Ex-User betreut, der ganz sicher ist, er hätte ihn noch motivieren können.

Diese Szenen entstammen realen Ereignissen, wie man sie in der Supervision in Drogeneinrichtungen erfährt. Aber die Auswahl ist einseitig und auf die möglichen Konflikte zentriert. Es gibt in vielen Institutionen, die Ex-User beschäftigen, harmonische, über viele Jahre hin stabile Beziehungen zwischen ihnen und professionellen Therapeuten, die beide Seiten bereichern. Das gelingt vor allem dann, wenn die persönliche Qualität des Kontakts die gegenseitige Wertschätzung sichert und die Gefahren von Kränkung und Rückzug verkleinert. Das setzt Strukturen voraus, in denen professionelle Therapeuten die Drogenarbeit nicht als unangenehme Durchgangsstation erleben und Ex-User darin gefördert werden, sich für einen Arbeitsplatzwechsel zu qualifizieren, um notfalls nicht ausgebrannt weiterarbeiten zu müssen. Das heißt auch, daß die Einrichtung in der Lage ist, in gewissem Umfang einen Ausgleich für die ungerechte Verteilung von Geld und Karrieremöglichkeiten zu schaffen.

Die defensiven Idealisierungen, mit denen in der Drogentherapie Ex-User und ausgebildete Therapeuten aufeinanderprallen können, spiegeln die Polarisierung in der Leistungs- und Konsumgesellschaft. Je mehr Hürden der akademische Dünkel bereits in den Gymnasien aufbaut, je unbarmherziger dort die regressiven Bedürfnisse der Jugendlichen entwertet werden, desto attraktiver wird die Aussteiger-Identität des coolen Junkie, der sich nur an die eigenen Regeln hält, weil ihn keiner mitspielen läßt. Und je weniger wir in den öffentlichen Parks und City-Passagen die Ausgestoßenen übersehen können, desto stärker wächst in vielen Angepaßten die Neigung, sich abzugrenzen und einzubunkern. Disziplin und Regression, beides hohe menschliche Werte, geraten in erbitterte Feindschaft und in Gefahr, sich – abgeschnitten vom jeweils anderen – bis zur Selbstzerstörung zu steigern.

Anmerkungen

- 1 M. Schur, Sigmund Freud – Leben und Sterben. Frankfurt (Fischer) 1970.
- 2 Schlimmer als diese Bemäntelung ist eine andere Reaktionsform des Medizinsystems: der Wildwuchs auf dem illegalen Markt selbsterworbener Drogen wird durch medizinische Initiative ersetzt. Der Arzt steht dem Süchtigen schließlich nur so lange hilflos gegenüber, wie dieser nicht von den Mitteln des Arztes abhängig ist, sondern von Mitteln, die er sich ohne diesen beschaffen kann. Sobald der Arzt die Funktion des Dealers übernimmt, hat er die Trumpfkarte im Spiel. Daher ist die ärztlich verordnete Sucht, allen Mahnungen der Wissenschaft zum Trotz, ein Massenphänomen. Nach einer Studie des Bundesverbandes der Innungskrankenkassen aus dem Jahr 1993 sind 1,4 Millionen Westdeutsche arzneimittelsüchtig. Allein der Verbrauch an Benzodiazepinen, einer Gruppe erlebnisverändernder Mittel mit hohem Suchtpotential, würde ausreichen, um täglich zwei Millionen Menschen zu versorgen; nach sechs Wochen ist der Patient häufig schon abhängig. (Nach einem Bericht in der Süddeutschen Zeitung vom 2. 12. 1993.)
- 3 M. L. Moeller, Anders Helfen. Selbsthilfegruppen und Fachleute arbeiten zusammen. Stuttgart (Klett) 1981. H. Keupp, Riskante Chancen. Heidelberg (Asanger) 1988. Ders. (Hsg.), Soziale Netzwerke, Frankfurt (Campus) 1987.
- 4 Ivan Illich hat darauf hingewiesen, daß das Martinshorn eines Ambulanzwagens die Selbsthilfekultur in einem Stadtviertel zerstören kann, vgl. I. Illich, Die Nemesis der Medizin, Reinbek (Rowohlt) 1978, und W. Schmidbauer, Helfen als Beruf. Die Ware Nächstenliebe, Reinbek (Rowohlt) 1983, 1992.
- 5 Diese Situation gilt für den Ex-Süchtigen, der Therapeut wird, in abgewandelter Form: der kindliche Konflikt wird nicht unmittelbar durch die Ausbildung der Helfer-Struktur verarbeitet, sondern in der Sucht einerseits zu bewältigen gesucht, andererseits regressiv aktualisiert und erst in einem zweiten Schritt durch die Helfer-Identifizierung bewältigt.
- 6 Wie groß die Rolle des Phantasmas der Hure in der Sozialisation von Frauen ist, läßt sich häufig in Psychoanalysen beobachten. Eine Frau wehrt sich z. B. unbewußt dagegen, ihre Sexualität zu Bedingungen zuzulassen, unter denen sie keine Nachteile davon zu erwarten hat. Nur so kann sie die Überzeugung gewinnen, keine Hure zu sein, die ihre sexuelle Potenz ausnützt.
- 7 Das neurotische Liebesbedürfnis hat Karen Horney beschrieben. Seine einfachste Definition: der Betroffene will auch da geliebt werden, wo er selbst eher feindlich eingestellt ist. Er will nicht für eigene, liebevolle Gefühle geliebt werden, sondern für Leistungen. Die Grenzen zwischen diesem Konzept und dem der depressiven Charakterstruktur sind unscharf.

Literatur

- Illich, I. (1978): Die Nemesis der Medizin, Reinbek (Rowohlt).
 Keupp, H. (1988): Riskante Chancen, Heidelberg (Asanger).
 Keupp, H. (1987): Soziale Netzwerke – Eine Metapher des gesellschaftlichen Umbruchs?
 In: Keupp, H., Röhrle, B. (Hsg.), Soziale Netzwerke, Frankfurt (Campus).
 Moeller, M. L. (1981): Anders Helfen. Selbsthilfegruppen und Fachleute arbeiten zusammen, Stuttgart (Klett).

- Schmidbauer, W. (1983, 1992): Helfen als Beruf. Die Ware Nächstenliebe, Reinbek (Rowohlt).
 Schmidbauer, W. (1993): Die Identität des Laienhelfers. In: Hohl, J., Reisbeck, G. (Hg.): Individuum – Lebenswelt – Gesellschaft. Texte zu Sozialpsychologie und Soziologie, Wien (Profil).
 Schur, M. (1970): Sigmund Freud – Leben und Sterben. Frankfurt (Fischer).

INTERVIEW

Fragen zur Supervision in kirchlichen Einrichtungen Ein Gespräch mit Gerhard Wittenberger

*Gesprächspartner für FoRuM Supervision:
Franz Leinfelder und Inge Zimmer*

FS: Gerhard, Du hast in Deinem Vorwort des Sonderheftes zum 60. Geburtstag von Gerhard Leuschner Ideologien als die inneren Mechanismen, den Kitt bezeichnet, der Institutionen zusammenhält. Vielleicht kannst Du noch etwas genauer erklären, was Du mit diesen inneren Mechanismen, d. h. mit dem Kitt von Institutionen meinst.

Dr. Wittenberger: Institutionen haben Ziele, aufgrund derer sie überhaupt gebildet oder gegründet werden, Ziele sind gleichbedeutend mit dem Auftrag, den sich die Institution gibt. Zum Beispiel hat Kirche das Ziel, das Christentum zu verbreiten, und die caritativen Einrichtungen – also Diakonisches Werk und Caritas – haben den diakonischen oder den caritativen Teil eben dieses kirchlichen Auftrags zu verbreiten oder auszuführen. Eine stereotype Formel, um dieses Ziel der Institution zu erreichen, ist das Dienen. Alle Mitarbeiter in diesem Bereich werden mit diesem Auftrag, zu dienen, für das Ziel dieser Institution verpflichtet. Dienen ist also einerseits inhaltlich vom Auftrag der jeweiligen Institution abzuleiten, andererseits bedarf es auch der damit zusammenhängenden Interpretationen. Was jeweils die richtige Interpretation in einem bestimmten Fall ist, entscheiden immer diejenigen, die die Macht zur Interpretation haben. Genau dieser Widerspruch ist ein Kennzeichen von unklaren, diffusen Arbeitsstrukturen in solchen Institutionen. Die kirchlichen Aufträge, wie z. B. das Dienen, stehen mit jenen der sozial gebundenen Rollen, nämlich z. B. zu leiten, im Widerspruch, weil leiten gleich Einfluß nehmen und Macht haben bedeutet, was sich mit den ideologischen Vorstellungen vom Dienen nicht auf Antrieb verbinden läßt. Der Salto mortale, den ein Leiter intellektuell und damit auch innerlich, also psychisch, vollziehen muß, ist, daß er das Wort dienen im Blick auf seine Leitungsfunktion interpretieren muß.

FS: Wie siehst Du den Zusammenhang zwischen dem Auftrag Dienen und den dahinterstehenden Ideologien?

Dr. W.: Also, die ideologische Formel für das Dienen ist eine religiöse Formel. Die Umsetzung dieser religiösen Formel in eine soziale Praxis heißt dann leiten. Und genau diesen Widerspruch wollte ich deutlich machen, daß die religiöse Formel nicht ungebrochen auf den Auftrag, den die Institution einem Leiter gibt, nämlich z. B. ein Heim zu leiten, umzusetzen ist. Um die

damit verbundenen inneren Prozesse, nämlich die Rolle zu füllen und auftragsgemäß ein Heim zu leiten, bewältigen zu können, muß eine Interpretation des Auftrags unter dem Stichwort des Dienens durchgeführt werden. Ich kann z. B. nichts zu dem Inhalt des Dienens sagen im Sinne, was denn eigentlich welche Religion damit verbindet oder welche religiösen oder theologischen Interpretationen das Wort dienen alles beinhaltet. Es ist aber ein Rollenangebot, das die Institution einem Mitarbeiter macht, und bei diesem Mitarbeiter geht ein Anpassungsprozeß innerhalb dieses Rollenangebotes vor. Er interpretiert dienen im Blick auf seine Leiterrolle. Diese Anpassung an die Rolle ist das, was Parin mit der Verführung durch die Rolle beschreibt. Diese Identifikation mit der Rolle geschieht unter der „Glocke“ des Dienens. Das ist der Kitt für die Konflikte, die eine Leiterrolle in der Institution eines kirchlichen Heimes mit sich bringt. Jede Rolle eines Leiters beinhaltet natürlich Konflikte von Autorität und Entscheidung treffen müssen, und, und, und, und die damit zusammenhängenden Brüche werden individuell ausgehalten, indem der Leiter ein Selbstverständnis vom Dienen entwickelt und sich so mit dem Auftrag der Institution identifiziert.

FS: Die Identifikation mit der Institution und ihrer Ideologie kann ja sehr unterschiedlich ausgeprägt sein. Ich denke, daß die Wahrnehmung der Leitungsrolle und die Instrumente der Macht in einer Einrichtung, in der sehr christlich und kirchlich orientierte MitarbeiterInnen tätig sind, anders aussieht als in Teams, in denen z. B. das Ausüben von Macht über Moral und Schuldgefühle ja nicht mehr funktioniert, da nicht alle diese Moral teilen.

Dr. W.: Die gemeinsame Moral, die Du ansprichst, ist genau das, was sozusagen einen Teil dieses Kitts darstellt. Eine Über-Ich-Identifikation der Mitarbeiter ermöglicht es dem Leiter, nicht „mächtig“ auftreten zu müssen. Er bringt seine Mitarbeiter eher durch eine verwaschene Intervention ins Rotieren als durch klare und präzise Anweisungen. Seine Mitarbeiter wissen nicht, was genau die Anforderung ist. Sie müssen vielmehr über die gemeinsame institutionelle Moral, z. B. zu dienen und jederzeit zur Verfügung zu stehen, herausfinden, was er in diesem Moment in der Institution für richtig hält. Insofern sind die Leiter im Ausüben von Autorität nicht gezwungen, als mächtige Leiter aufzutreten, weil sie ihre Autorität von der Ideologie ableiten und gleichsam kaschieren können.

FS: Dazu fällt mir ein, daß Bischof Lehmann vor einiger Zeit dem Sinn nach gesagt hat, er habe keine Macht, und bereits die Frage nach der Macht, die mit seiner Rolle verknüpft ist, zurückwies. Aber wir sind jetzt schon sehr spezifisch bei Leitungsfragen hängengeblieben. Eigentlich möchte ich gerne nochmal ein Stück zurück und etwas allgemeiner fragen. Ideologien gibt es ja in unserer Gesellschaft als wesentliche Mechanismen in unterschiedlichsten Formen. Vielleicht kannst Du, bevor wir uns auf die kirchlichen Institutionen beziehen, noch ein bißchen allgemeiner etwas zu Deinem Ideologieverständnis sagen.

Dr. W.: Die klassische Definition von Ideologie ist die von Marx, der gesagt hat: Ideologien sind falsches Bewußtsein. Nun kann man zwar ganz schnell sagen, durch die Historie oder die historischen Ereignisse im Zuge des Auflösens des Ostblocks habe sich auch die Marxsche Analyse verabschiedet aus der gegenwärtigen Diskussion. Dem möchte ich entgegenhalten, daß bereits Herr Barzel Anfang der siebziger Jahre gesagt hat, die Marxsche Analyse ist richtig, nur der Weg, den er vorschlägt, nämlich den der Proletarischen Revolution, sei falsch. Also, wenn wir die Marxsche Analyse vom „falschen Bewußtsein“ als eine soziologische betrachten, sind Ideologien dazu da, falsches Bewußtsein zu transportieren, und man muß sich fragen wozu. Wozu brauchen Gesellschaften und Institutionen „falsches Bewußtsein“? Das hat sowohl gesellschaftliche Bedeutung, auf die ich hier nicht näher eingehen möchte, als auch individuelle Bedeutung, und dieser individuelle Aspekt der Ideologie, der interessiert mich.

FS: Du sprichst Marx an, der ja nicht nur etwas zu Ideologien allgemein, sondern auch zu Religionen gesagt hat, nämlich daß sie Opium fürs Volk seien. Vielleicht kann man hier mal einen etwas gewagten Bogen spannen von Marx zu Freud, der Religion ja als einen Versuch beschreibt, mit menschlichen Ängsten und Ohnmacht umzugehen. Gott wäre danach eine von uns geschaffene absolute Macht, die wir mit Ritualen und unseren Gebeten beeinflussen können, um so nicht hoffnungslos unseren Todesängsten und den Naturgefahren ausgesetzt zu sein.

Dr. W.: Auf die Freudsche Religionskritik einzugehen ist natürlich ein großer Sprung, der mir wahrscheinlich jetzt nicht gelingen wird. Aber man kann in der Tat Freud zitieren, der an dem Beispiel von Heer und Kirche, nämlich den großen Institutionen der Gesellschaft, in denen er lebte und in denen wir leben, deutlich macht, welche Funktionen diese beiden Institutionen für den einzelnen haben. Sie dienen nämlich dazu, das Chaos, das entstehen würde, wenn keine institutionellen und ideologischen Bindungen da wären, zu verhindern und damit dem Individuum Projektionsmöglichkeiten – wie Du sagst, für Ängste und Ohnmachtsgefühle – zur Verfügung zu stellen. Das heißt, jede Ideologie hat für das Individuum Entlastungsfunktionen, die es sich selbst gar nicht schaffen könnte. Insofern ist die Religion eine allgemeine Entlastung für gesellschaftliche Unzulänglichkeiten und umgekehrt. Die Religion ist eine Hilfskonstruktion oder Ausdruck für die Unzulänglichkeit, die Welt und sich zu verstehen. Wenn die Definition von Marx zutrifft, daß es sich um falsches Bewußtsein handelt, dann müßte man diese Definition aus der Soziologie auch auf die Psychoanalyse übertragen können. Das könnte man dann etwa so formulieren, daß das Individuum, so lange es ideologisch denkt, von sich selbst ein falsches Bewußtsein hat, und die Frage wäre dann, wie könnte das falsche Bewußtsein über sich selbst aufgehoben werden. Da bietet sich natürlich die Psychoanalyse an, sie ist eine Möglichkeit, falsches Bewußtsein von sich selbst aufzuklären. Damit

sage ich etwas Provokatives, nämlich wenn wir analytisch über das falsche Bewußtsein sprechen, haben wir in der Psychoanalyse ein Modell, nämlich die Perversion. Perversion ist Ausdruck eines falschen Bewußtseins von sich selbst, nämlich in seiner geschlechtlichen Identität. In dieser These steckt die Provokation, daß Ideologien eigentlich etwas Perverses sind, die aufgeklärt werden müssen.

FS: Das heißt, Ideologien sind nach Deiner Definition sowohl ein notwendiges Angebot für menschliche Projektionen und zur Vermeidung von Chaos, als auch eine Form von falschem Bewußtsein, das aufgeklärt werden muß. Was heißt das für Supervision? Und wie begegnen uns überhaupt institutionelle Ideologien in der Supervision?

Dr. W.: Die Ideologien von Institutionen begegnen uns vor allem in den Individuen. Die Supervisanden präsentieren ihre Arbeitsabläufe im institutionellen Zusammenhang und damit ihre Interpretationen der institutionellen Ideologie. Insofern ist über die Bedeutung von Ideologien in Institutionen nicht unabhängig oder gar ohne das Individuum, das in der Supervision auftaucht, ob im Team oder einzeln, zu reden.

FS: Vielleicht wäre es gut, an dieser Stelle einfach mal zu konkretisieren. Fällt Dir ein Beispiel ein, Gerhard, von einem Supervisionsprozeß, in dem Du in der Beziehung zu SupervisandInnen in einer Institution in Berührung kamst mit Ideologien oder der Funktion von Ideologien?

Dr. W.: Als erstes fällt mir eine Supervision in einem Altenheim ein und ein Teamkonflikt, der sich zwischen einer Mitarbeiterin und ihren Kolleginnen abspielte. Die Mitarbeiterin machte Probleme, weil ihr Selbstverständnis von Arbeit im Altenheim davon ausging, daß sie ihre Arbeitskraft voll zur Verfügung stellen muß, solange sie anwesend ist. Sie hielt weder Pausen noch Arbeitszeiten ein. Immer, wenn sie gerufen wurde, war sie bereit, den Bewohnern zur Verfügung zu stehen. Ihre Kolleginnen und Kollegen haben dies als unsolidarisch empfunden, weil sie nämlich ihre Pausenzeiten einhalten wollten. In der Auseinandersetzung über das Einhalten von Pausenzeiten und Arbeitszeiten gab es in diesem Heim einen massiven Konflikt, der dazu führte, daß man diese Mitarbeiterin aus dem Team ausklinken wollte. Ihr Selbstverständnis zwang sie, den zu Betreuenden ständig zur Verfügung zu stehen, so daß sie keine Arbeitsabsprachen treffen konnte. Dienen war sozusagen die Begründung, auf die sich die Mitarbeiterin zurückgezogen hat, als die KollegInnen Forderungen nach kollegialer Zusammenarbeit stellten.

FS: Und das war ein kirchlicher Träger, diese Institution?

Dr. W.: Es war ein kirchlicher Träger. Es könnte sein, daß das auch in anderen Einrichtungen so ist.

FS: Ja, ich verstehe es auch so, daß in dieser Situation verschiedene Normsysteme aufeinandertreffen. Also, daß eigentlich diese Mitarbeiterin eine Haltung repräsentiert, wie Du sie vorhin als eine mögliche kirchlich gepräg-

te beschreibst, ja, die Haltung des Dienens und des ... (Unterbrechung von Dr. W.)

Dr. W.: Die Prägung durch kirchliche Normen, etwa wie das Dienen, kann in einem Heim vom Roten Kreuz oder sonstwo genauso aussehen, weil nämlich unsere Gesellschaft durch Jahrhunderte durch solche Normen geprägt worden ist, daß diese Art von Normen und Werten in weit mehr als nur in kirchlichen Einrichtungen greift und viel tiefer geht, als das ausgesprochen kirchliche Einrichtungen für sich in Anspruch nehmen; insofern besteht da ein gesellschaftlicher Konsens.

FS: Würdest Du denn sagen, daß über diesen gesellschaftlichen Konsens hinaus, der, wenn ich dich richtig verstehe, in verschiedensten Institutionen mit verschiedensten Trägern wirksam werden kann, kirchliche Institutionen, mit denen wir als Supervisoren oder Supervisorinnen Kontakt aufnehmen, noch etwas Spezifisches haben? Und auf diesem Hintergrund könnten wir vielleicht dann auch mal betrachten, was es bedeutet, als Supervisor oder als Supervisorin in kirchlichen Institutionen zu arbeiten.

Dr. W.: Ich glaube, daß das Besondere von kirchlichen Institutionen ist, daß der Umgang mit Macht und institutionellen Strukturen in der Regel ein diffuser ist. Ausgeprägter oder klarer scheint er mir in kommunalen Institutionen zu sein. Die Werte, die in solchen kommunalen Institutionen eine Rolle spielen, sind wahrscheinlich auch christlich-orientierte Werte, die unsere Gesellschaft kennzeichnen. Der konkrete Umgang mit Rollen und mit Macht scheint aus meiner Erfahrung mit Kirche ein ganz besonderer zu sein, der sich unterscheidet von nichtkirchlichen Einrichtungen. Also die Ausstattung von Rollen ist anders. Nicht nur Leiterrollen sondern auch Pfleger/in in einem kirchlichen Heim zu sein und damit Macht über einen Pflegebedürftigen zu haben, ist für so jemand schwerer zu reflektieren als für jemand, der nicht in einem Heim arbeitet, das einen solchen gewaltigen Überbau hat.

FS: Diese Schwierigkeit, bestimmte Phänomene oder auch eigene Gefühle in kirchlichen Institutionen zu reflektieren, würde ich aus meiner Erfahrung mit LeiterInnen von Behinderteneinrichtungen über den Umgang mit Macht hinaus ausdehnen. Moralisch negativ besetzte Gefühle, etwa aggressive Gefühle in der Beziehung zu den Klienten, bleiben häufig unbewußt, da sie verboten sind.

Dr. W.: Aggressionen oder andere als schlecht bewertete Gefühle gegenüber den Klienten entsprechen nicht dem Gebot der Nächstenliebe. Sie werden mit Schuldgefühlen beantwortet und deshalb sanktioniert und sind kaum verbalisierbar. Wenn sie verbalisiert werden, dann ist schon sozusagen das Eis gebrochen. Wenn die Schuldgefühle, die damit zusammenhängen, in der Gruppe besprochen werden können, wenn solche Aversionen gegenüber Behinderten oder Alten geäußert werden können, dann ist eigentlich der Supervisionsprozeß bereits in seiner produktiven Phase.

FS: Eigentlich weist Du damit ja darauf hin, daß ein Anliegen von Supervision, nämlich – ich beziehe mich nochmal auf Deinen Anfang – „falsches Bewußtsein aufzuheben und Unbewußtes auch bewußt zu machen“, ein Anspruch ist, der an dieser Stelle in starkem Kontrast steht zu dem System, mit dem der Supervisor oder die Supervisorin bei der Supervision in einer kirchlichen Institution in Berührung kommt, und die Frage ist ja, wie kann das gehen? Wie können die beiden Systeme miteinander in Kontakt kommen?

Dr. W.: In Kontakt sind sie, sobald sie miteinander den sogenannten Dreiecksvertrag geschlossen haben. Ob und wie lange dieser Kontakt aufrechterhalten werden kann und welche Schwierigkeiten dabei auftreten, das ist eine offene Frage. Ich nehme an, daß viele Supervisoren und Supervisorinnen im Blick auf ihre ökonomische Abhängigkeit den Konflikt mit der Ideologie nicht thematisieren. Oder – weil sie keinen Konflikt mit der Ideologie haben – bereits die notwendige Psychohygiene – etwa das Sprechen über Schuldgefühle – als das Ergebnis der Supervision akzeptieren. Aber möglicherweise geht die Aufklärung noch ein Stück weiter, indem die Notwendigkeit der Schuldgefühle infrage gestellt wird. Wenn ich vorhin gesagt habe, daß unsere gesamte Gesellschaft durch christliches Norm- und Wertesystem geprägt ist, also auch der Supervisor von solchen Normen und Werten infiltriert ist, kommt er nicht umhin, seine eigene Geschichte selbstkritisch zu reflektieren und sich zu fragen, warum er in dieser kirchlichen Institution Supervision macht.

FS: Also wenn ich das mal auf mich beziehe, würde ich sagen, ich bin natürlich auch christlich sozialisiert und teile auch bestimmte Werte. Zum Beispiel finde ich es auch wichtig, daß den Behinderten in der Behinderteneinrichtung ihrer Situation angemessene Angebote gemacht werden, auch emotionale. Gleichzeitig halte ich es für wichtig, Gefühle, die in der Beziehung zu dieser Klientel auftreten, bewußt zu erleben. Ich empfinde, daß MitarbeiterInnen in diesen Einrichtungen innere Zensuren haben, die Gefühle, die dem Anspruch entgegenstehen, nicht zu fühlen erlauben. Zum Beispiel gibt es immer wieder Situationen, in denen man – wenn ich es nochmal im Behindertenbereich lasse – sich ekelt vor Behinderten oder in denen man Wut kriegt oder sich bedroht fühlt, also mit heftigen Gefühlen in Berührung kommt ... Und ich empfinde es als eine notwendige und sinnvolle Arbeit, an der Stelle einen Zugang zu vermitteln, solche Gefühle fühlen zu dürfen ohne damit ja zu meinen, den Behinderten nicht mehr gerecht werden zu können. Zumal ich die Gefahr für ziemlich groß halte, daß sich aggressive Gefühle, die nicht bewußt werden dürfen, unbewußte und oft gefährliche Bahnen suchen.

Dr. W.: Solche Gefühle fühlen zu dürfen, dafür ist sozusagen die Institution Supervision „der Ort“, nämlich, das fühlen zu dürfen heißt, durch Supervision eine innere Entlastung zu erfahren, um dies, was eigentlich Tabu

wären, zulassen zu können. Nun sagst Du ja, daß die Angst der Mitarbeiter darin bestünde, den Behinderten nicht mehr gerecht werden zu können. Ich sage: Nein, nicht die Angst den Behinderten, sondern der institutionellen Norm – also der Ideologie – nicht mehr gerecht zu werden, das bedeutet Verlust. Es ist wie ein Herausfallen aus der Institution. Wenn ich nämlich die Norm der Institution, immer freundlich und dienend den Behinderten gegenüber zu sein und alle „bösen“ Gefühle zu tabuisieren, nicht mehr erfüllen kann, falle ich aus dem Konsens der Institution raus bzw. ist dies die unbewußte Befürchtung. Wenn in der Supervision diese negativen Gefühle zugelassen werden können und erlebt wird, daß damit nicht gleichzeitig verbunden ist, daß man aus der Supervision oder aus der Institution rausfällt, erst dann gelingt es, über die Bedeutung solcher negativen Gefühle den Behinderten gegenüber nachdenken zu können.

FS: Ich glaube, das kann man viel weiter ausdehnen, nicht nur auf den Behindertenbereich beziehen, sondern eigentlich geht es dabei insgesamt um den Umgang mit Aggressionen in kirchlichen Institutionen.

Dr. W.: Aggressionen sind natürlich ein tabuisiertes Thema wahrscheinlich nicht nur in der Institution Kirche, sondern auch darüber hinaus. Aber die Institution Kirche reagiert eigentlich noch nicht entscheidend bei der Aufdeckung dieses Themas und seiner Abwehr. Institutionell wird in Kirche erst dann reagiert, wenn die Fundamente der Ideologie im Supervisionsprozeß infrage gestellt werden. Also wenn zum Beispiel Religion – wie du vorhin zitiert hast – als Opium *des* Volkes – nicht fürs Volk sondern des Volkes – aufgedeckt wird – also wenn sozusagen die Entlastungsfunktion als eine Illusion verstanden wird. Erst dann wäre der Konfliktfall gegeben. Bis es soweit ist, ist in kirchlichen Einrichtungen Supervision ein ziemlich freies Feld. Die „Spielwiese“ für Supervisoren und ihre Supervisanden ist relativ groß, bevor es zum wirklichen Konflikt mit der Institution kommt.

FS: Wir nehmen in letzter Zeit wahr, daß es in kirchlichen Institutionen zunehmend institutionsinterne SupervisorInnen gibt. Ist das eine Reaktion auf eine nicht verträgliche Ideologie?

Dr. W.: Vielleicht haben die Institutionsvertreter der Kirche sehr wohl gemerkt, daß die externen Supervisoren mit ihren institutionellen Bedingungen nicht so schonungsvoll umgehen wie die internen, denn die sind ja unmittelbar von der Institution abhängig, also werden sie den Konflikt mit ihrer Institution oder mit der Ideologie dieser Institution gar nicht riskieren. Insofern spiegeln diese internen Supervisionsausbildungen bei großen Trägern wie zum Beispiel eben der Kirche – es gibt auch noch andere Institutionen, die eigene Supervisoren ausbilden – meiner Ansicht nach eine hohe Konfliktscheu wider, weil sie nämlich sozusagen das Fremde, das in ihre Institution durch Supervision käme, eskamotieren wollen. Hier ist das Fremde das Störende und derjenige, der ideologisch sicher ist, weiß eigentlich immer, was die Wahrheit ist. Er neigt dazu, das Fremde auszuschließen.

Wäre es nicht so, würde die eigene Wahrheit in Frage gestellt, aber das kann eine kirchliche Institution überhaupt nicht tolerieren, weil sie nämlich weiß, was Wahrheit ist.

FS: Mich beschäftigt noch Dein Begriff der „Spielwiese“. Heißt das, daß Du supervisorischer Tätigkeit in Einrichtungen kirchlicher Trägerschaft, die sich unterhalb der von Dir genannten existentiellen Konfliktschwelle etwa mit der Arbeitssituation von LeiterInnen und MitarbeiterInnen beschäftigt und nicht mit der grundlegenden religiösen Frage konfrontiert ist, Sinn abspricht?

Dr. W.: Dies wollte ich mit der vorangegangenen Äußerung absolut nicht. Die Spielwiese ist eher etwas, was auch wirklich etwas Spielerisches beinhaltet, was viel zur Entlastung im Arbeitsbereich beiträgt. Es ist für die Mitarbeiter unglaublich wichtig über ihren täglichen Arbeitsablauf hinaus sehen zu können, eine veränderte Sicht der eigenen Situation zu gewinnen und sich auszutauschen. Diese Art von Psychohygiene ist in psychosozialen Berufen eine absolut legitime und wichtige Sache. Wenn das Thema unseres Gesprächs: „Zur Ideologiebindung von Institutionen“ heißt, dann meine ich nur, daß auf der Spielwiese Supervision innerhalb solcher Institutionen etwas ausgeblendet werden muß, wenn es nicht zur Auseinandersetzung mit der Ideologie dieser Institution kommen soll. Also, wenn es ein Denkverbot gibt, und jede Ideologie beinhaltet auch Denkverbote, und eines dieser Denkverbote heißt, nicht über den Sinn oder die Funktion der Ideologie nachzudenken. Wenn dieses Denkverbot aufgehoben würde, wäre vielleicht die Ideologie nicht mehr der Kitt, der die unterschiedlichen Interessen unter dem Dach der Institution zusammenhält. So entstehen institutionelle Spaltungen. Das kann aber eine Institution gar nicht wollen, weil die Selbstaufhebung der institutionellen Bedingungen an den Grundfesten der Institution rütteln würde, das käme einer Revolution gleich. Das kann keine Institution wollen, Aufklärung hat ihre Grenze dort, wo sie an dem Selbstverständnis des Auftraggebers rüttelt.

FS: Da ich eigentlich nicht zur Supervision in kirchliche Institutionen gehe, um zu revolutionieren, mir andererseits aber auch kein Denkverbot auferlegen lassen möchte, heißt die Übersetzung dessen, was Du gesagt hast für mich als Supervisorin, daß Supervision in sozialen Einrichtungen kirchlicher Trägerschaft eine notwendige und sinnvolle Hilfe sein kann, daß ich mir aber bewußt sein muß, daß ich an Konfliktstellen kommen kann, die zu einer Beendigung des Supervisionsprozesses führen können.

Dr. W.: Ja.

FS: Vielen Dank.

NEUE PROJEKTE

Andrea Multhaupt-Meckel

Supervision in einem Prostituiertenprojekt

Keine lustvolle Erfahrung

Erster Kontakt mit dem Milieu

Mittags im Revier.

Ich bin auf dem Weg zu einem Kontaktgespräch ins Bordell. Unterwegs fällt mir ein, daß ich schon mal dort war. Als junge Studentin der Sozialarbeit betreute ich strafentlassene Männer, die mich einmal, wohl um mich zu schockieren, auf ein Bier ins Rotlichtmilieu einluden. Heute, mehr als zwanzig Jahre später, habe ich eine Supervisionsanfrage von einer autonomen Beratungsstelle für Prostituierte, die ihren Standort mitten im Bordell hat.

Ich weiß, daß das Team zur Hälfte aus Sozialarbeiterinnen und zur anderen Hälfte aus Aussteigerinnen besteht und daß es ordentlich kriselt. Berührungängste habe ich nicht, aber ich bin neugierig auf die Frauen, das Umfeld, den Auftrag.

Auf dem bordelleigenen Parkplatz angekommen, frage ich den Parkplatzwärter nach Straße und Hausnummer. „Wollen Sie da wirklich rein?“, fragt mich der kleine alte Mann, und da ich mich zu einer Erklärung genötigt fühle, antworte ich: „Ich habe da beruflich zu tun.“ Na, das fängt ja gut an.

Die nächsten Minuten schnuppere ich Bordellatmosphäre. Gut informiert weiß ich, daß in diesem Bordell 300 bis 350 Huren versuchen, Tag und Nacht im Schichtdienst ihre Existenz zu sichern. Ihr Arbeitsplatz ist ein winziges Zimmer, hinter einer Fensterscheibe versuchen sie, gut gestylt eine noch bessere Figur zu machen und halten mit Argusaugen Ausschau nach potentiellen Kunden. Mir ist auch bekannt, daß eine Hure erst mehrere Kunden bedienen muß, um die Miete für das Zimmer bezahlen zu können, von den Kosten für die eigene Wohnung und den üblichen Lebenshaltungskosten mal ganz abgesehen. Das Prostitutionsgeschäft wird zunehmend härter, die Konkurrenz ist groß und die Kundschaft weiß die Not auszunutzen, indem sie die Preise drückt. Also Freiberuflerinnen wie ich, mit ähnlichen Problemen.

Doch dieser, mein erster Tag im Bordell, scheint ein lukrativer Tag für die Huren zu werden. Es ist eine große Gewerkschaftsdemonstration in der Stadt, und die protestierenden Gewerkschaftler kommen mir zu dritt oder viert entgegen, im Einheitstrenchcoat, den Aktenkoffer in der Hand. Komisch, so Kerle, denk ich, gehen demonstrieren und beschließen mal eben, auf ein Nümmerchen in den Puff zu gehen. Und dann auch noch zusammen. Ich weiß nicht, ob ich belustigt oder abgestoßen sein soll. Meine nächste Sorge ist, daß ich jemanden treffen könnte, den ich kenne. Das wäre mir nun doch peinlich.

Also klemme ich meine Arbeitstasche fester unter den Arm, drücke das Kreuz durch und mache mich eilig auf die Suche nach meiner potentiellen Kundschaft. Ein entsprechendes Schild finde ich zwar bald, den dazugehörenden Eingang muß ich jedoch erst einmal suchen. Erst nachdem ich im Hinterhof etliche Cola- und Bierdosen weggekickt und Berge von Mülltüten überwunden habe, betrete ich einen muffigen und vergammelten Treppenflur und stehe endlich vor der Beratungsstellentür. Das Dreckige und Schäßige scheint zu diesem Arbeitsfeld dazuzugehören, so mein erster Eindruck.

In der Beratungsstelle selber sieht es zum Glück ganz normal aus. IKEA-Einrichtung, Computer, Fax, alles vorhanden. Auch die Sozialarbeiterinnen sehen aus wie Sozialarbeiterinnen und könnten ebensogut beim Caritasverband oder Diakonischem Werk arbeiten. Die Aussteigerinnen bekomme ich bei diesem ersten Treffen allerdings nicht zu sehen, die hatten sich alle krank gemeldet.

Im folgenden Gespräch bestätigen mir die Mitarbeiterinnen meine Vermutung, daß genau das Fehlen der Kolleginnen den Konflikt deutlich macht, nämlich die schwierige Kooperation zwischen den Sozialarbeiterinnen und den Aussteigerinnen.

Die Geschäftsführerin, die als Frau der ersten Stunde den Verein gegründet hat und unübersehbar eine wichtige Rolle spielt, gibt mir zu verstehen, daß sie eigentlich gegen Supervision ist, aber sich nun auch nicht mehr zu helfen weiß. Das Arbeitsklima sei unerträglich geworden, schreien, heulen und Türen knallen bestimmen den Arbeitsalltag.

Da mich Konflikte nicht abschrecken und Frauenprojekte ein fester Bestandteil meiner beruflichen Biographie und meiner supervisorischen Praxis sind, mache ich Mut zu einem zweiten Versuch, alle Mitarbeiterinnen mit mir an einen Tisch zu bekommen. Ich preise mich an!

Zum Schluß dieses ersten Kontaktes frage ich nach Konzeption und/oder Darstellungsmaterialien. Die Frauen zeigen mir ein Faltblatt. Auf der Vorderseite ist ein schwarzer Saxophonist abgebildet mit dem Spruch: „Er bläst wie Teufel“, auf der Innenseite eine Hure mit den Worten: „Sie auch!“.

Zum Glück bin ich nicht prüde und Saxophon spiele ich auch. Somit scheine ich wesentliche Voraussetzungen für diesen Auftrag mitzubringen.

Ein zweiter Versuch – Kontrakt und Auftrag

Ein paar Wochen später kommt es tatsächlich zu einem zweiten Kontaktgespräch mit allen Mitarbeiterinnen. Ich scheine mich gut verkauft zu haben. Zwischen den neun Frauen sitzend, spüre ich die „dicke Luft“ körperlich. Die Aussteigerinnen sind distanziert bis abweisend, ihre Erfahrungen mit den Expertinnen der sozialpädagogischen/therapeutischen Profession scheint sie vorsichtig gemacht zu haben. So lautet denn auch die erste an mich gerichtete Einschätzung einer Mitarbeiterin: „Sie sehen so aus wie die Sozialarbeiterin, die mich damals ins Heim gebracht hat.“

Ich bemühe mich redlich um eine entkrampftere Gesprächsatmosphäre, versuche Kontakt zu allen herzustellen, Informationen zu bekommen, zu verstehen, um was es überhaupt geht und Supervision als eine mögliche Hilfestellung deutlich zu machen.

Alle Sozialarbeiterinnen, einschließlich der Geschäftsführerin arbeiten als ABM-Kräfte (Arbeitsbeschaffungsmaßnahme), die Aussteigerinnen im Rahmen des Programms AsS (Arbeit statt Sozialhilfe). Der formalrechtliche Rahmen ist durch eine Vereinsstruktur gegeben, ein ehrenamtlicher Vorstand ist wenig aktiv. Die Geschäftsführerin hat den Überblick und hält alle Fäden in festen Händen. Wie bei allen Frauenprojekten die ich kenne, ist das Projekt und die Institution identisch. Das Arbeitsklima wird von allen als zunehmend unerträglicher beschrieben, es herrscht ein „rauer Umgangston“ und es mangelt an gegenseitiger Akzeptanz. Die Kränkungen auf der Beziehungsebene werden als belastend und erniedrigend erlebt. Die Aussteigerinnen deuteten Konflikte mit der Geschäftsführerin an.

Ich kann die Erfahrungen von Sabine Scheffler bestätigen, daß es in Frauenprojekten aus supervisorischer Sicht Sinn macht, den strukturellen Aspekt zu fokussieren und Konflikte, Widerstände, Lähmungen auf strukturelle Widersprüche hinzuführen. Diese Handlungsorientierung unterstützt die Formulierung von neuen und klaren Übereinkünften (vgl. Scheffler, S. 1996, S. 231).

Für einen Supervisionsauftrag im Rahmen der zeitlichen Möglichkeiten kristallisierten sich folgende Themen- und Fragestellungen heraus:

- wer ist eigentlich für was kompetent?
- wer hat welche Aufgaben und Zuständigkeiten?
- welche Rolle haben die Aussteigerinnen (Kollegin, Klientin, Vorzeigefrau)?

- unterschiedliche Kommunikationsstile/Sprache
- die Rolle der Geschäftsführerin

Da die Arbeitsverträge der Mitarbeiterinnen befristet waren, vereinbarten wir zehn Sitzungen mit jeweils zwei Zeitstunden. Die Supervision findet in meinen Praxisräumen statt. Ein Milieuwechsel schien mir angebracht. Die Bezahlung erfolgte jeweils nach den Sitzungen in bar, die Mitarbeiterinnen zahlten die Supervision aus eigener Tasche.

Feldbeschreibung – Ein Arbeitsplatz wie jeder andere?

Sozialarbeit und institutionelle Beratung gehören zu den Hauptaufgaben der meisten Prostituiertenprojekte. Die Bandbreite des Angebots variiert von der sogenannten Einstiegsberatung über Berufsbegleitung bis hin zum Ausstieg (vgl. Handbuch Prostitution, 1994). Schulden und Sozialberatung nehmen einen ebenso großen Stellenwert ein wie die psychosoziale Beratung rund um die Tätigkeit und die Lebenssituation. Zielgruppe sind Prostituierte, die im Bordell, auf dem Straßenstrich, in diversen Etablissements, als Hostessen oder in selbst angemieteten Appartements als Callgirl arbeiten.

Die Arbeit mit Berufsgruppen ist für uns SupervisorInnen zwar selbstverständlich, es stellt sich aber natürlich die Frage, weshalb Prostituierte als „Berufsgruppe“ eine Zielgruppe sozialarbeiterischen Handelns darstellen.

Prostitution findet da statt, wo eine Nachfrage nach sexueller Dienstleistung besteht. Das ist in unserer Gesellschaft eindeutig der Fall. Niemand weiß genau, wie viele weibliche Prostituierte es in Deutschland gibt. Zu unterschiedlich sind die Angaben von Polizei, Prostituiertenprojekten und Gesundheitsämtern. Trotz vieler Unwägbarkeiten spricht jedoch vieles dafür, daß die Gesamtzahl der Frauen, die während eines Jahres mit Sex Geld verdienen, bei über 150 000 liegen. Es scheint realistisch, daß an einem Tag im Schnitt zwischen 50 000 und 70 000 Prostituierte ihre Dienste anbieten. Noch schwerer als die Zahl der Prostituierten ist der Gesamtumsatz des Sexgewerbes in Deutschland zu schätzen. Nimmt man an, daß an einem Tag 60 000 Huren ihre Dienste anbieten und dabei im Schnitt 400 bis 600 DM einnehmen, ergibt sich ein Tagesumsatz von rund 30 Millionen Mark. Dies entspricht dem Umsatz von Konzernen wie AEG oder Tchibo (vgl. Rieker, J., 1995, S. 17 ff.).

Trotz der regen Nachfrage ist Prostitution eine Tätigkeit, die gesellschaftliche Abwertung und Ignoranz erfährt, was sich ausdrückt in sozialer Ausgrenzung und rechtlichen Sanktionen. Käuflicher Sex gilt halt eben als „sittenwidriges Gewerbe“ und widerspricht dem Anstandsgefühl der

„normal Denkenden“. Die schätzungsweise 4–5 Millionen Männer, die damals wie heute die Dienste einer Prostituierten in Anspruch nehmen, können wohl kaum gemeint sein.

Diese Stigmatisierung mit allen psychischen, materiellen und sozialen Folgen für die als Prostituierte tätigen Frauen und Männer legitimieren offensichtlich ein sozialpädagogisches Interesse. Viele Sexarbeiterinnen sind gezwungen ein Doppelleben zu führen – so sind sie einerseits Hure, andererseits Ehefrau, Hausfrau, Tochter und Mutter. Der psychische Druck, den dieses Doppelleben mit sich bringt, ist enorm.

Sozialarbeit mit Prostituierten findet von daher auf drei Ebenen statt:

- der persönlichen Beratung und Begleitung
- der Erschließung von bedarfsorientierten Hilfsangeboten
- das Bemühen um rechtliche Gleichstellung mit anderen Berufstätigen (vgl. Handbuch Prostitution, 1994, S. 206 f.).

Der zuletzt genannte Punkt muß in Verbindung mit den Ausstiegchancen gesehen werden. Da Prostituierte keine Beiträge zur gesetzlichen Arbeitslosenversicherung entrichten können, bleiben ihnen Leistungen nach dem Arbeitsförderungsgesetz verwehrt, d. h. weder Ansprüche auf Arbeitslosengeld oder -hilfe, noch die Möglichkeit, eine Umschulung oder Arbeitsbeschaffungsmaßnahme finanziert zu bekommen. Da viele Prostituierte nur eine geringe berufliche Qualifizierung außerhalb der Prostituiertentätigkeit mitbringen und die letzte Tätigkeit in einem anerkannten Beruf meist lange zurückliegt, haben sie kaum Chancen, in einen anderen Beruf zu wechseln. Somit würde die Aufgabe der Prostitution den völligen Verlust der Einkommensquelle und damit ein Existenzrisiko darstellen.

Die zentrale Forderung der Deutschen Hurenbewegung, der bundesweite Zusammenschluß von Selbsthilfegruppen, ist die Anerkennung von Prostitution als Arbeit, die völlige Legalisierung und eine Angleichung an die Normalität der Arbeitswelt.

Mittlerweile fordern auch immer mehr Wissenschaftler, Juristen und selbst das Bundeskriminalamt die Anerkennung der Prostitution als Beruf. Im Kern geht es dabei um das Ziel, käuflichen Sex mit anderen Dienstleistungen gleichzusetzen (Leopold, B., Steffan, E., 1994, S. 206).

Konfrontiert mit dieser Forderung wurde mir klar, daß ich als alte Feministin bislang keine eindeutige Haltung zur Prostitution habe. Allein die Tatsache, daß die große Zahl der Männer, die diese spezielle Dienstleistung in Anspruch nehmen, keine gesellschaftliche Diskriminierung erfahren, scheint mir Grund genug für eine größere gesellschaftliche Akzeptanz der Anbieterinnen einzutreten. Die Tatsache, daß Huren durch unser Sozialversicherungsnetz fallen, empfinde ich ebenfalls als ungerecht. Spätestens seit ich mich mehr mit dieser Thematik auseinandergesetzt

habe, und das war lange vor dieser Supervisionserfahrung und auch bevor ich erstmals eine Arbeitsplatzbeschreibung/Anforderungsprofil für Huren gelesen habe (gibt es tatsächlich), habe ich eine kleine Ahnung davon, daß diese Tätigkeit, die sich laut Volksmund aufs „Beine breit machen“ reduziert, ein hartes Stück Arbeit ist. Dennoch fällt es mir schwer, die Vision vom Beruf „Hure“ mit allen gesellschaftspolitischen Konsequenzen zu Ende zu denken, zumal ich während des Supervisionsprozesses die Erfahrung machen mußte, daß gerade dieser politische Anspruch verantwortlich war für das Scheitern der Idee, Prostituierten den Ausstieg über einen Arbeitsplatz im Projekt zu ermöglichen.

Wer ist hier eigentlich die Professionelle für was?

In der Anfangsphase des Supervisionsprozesses ging es um Aufgaben, Zuständigkeiten und die Rolle der Aussteigerinnen. Da sich der Begriff Aussteigerinnen auf die Beendigung der bisherigen Tätigkeit bezieht, war eine meiner ersten Fragen, wie ich diese Mitarbeiterinnen eigentlich bezeichnen soll bezogen auf ihre Rolle und Funktion im Projekt. Daraufhin bekam ich eine erste affektvolle Kostprobe der in der Szene üblichen Sprache: „Mit dem Job hier hat man uns doch ins Knie gefickt. Wir sind hier der Abfalleimer, das Scheißhaus, der letzte Dreck. Aber das könnt ihr soliden Fotzen sowieso nicht nachvollziehen, wie man sich da fühlt.“ Neben der Wut spürte ich aber auch die Kränkung und Enttäuschung über eine sich nicht erfüllende Hoffnung. Die Stelle im Projekt war ihnen als ehemalige Klientin angeboten worden, verknüpft mit der Aussicht, möglicherweise endgültig in die „solide Arbeitswelt“ wechseln zu können. Nach ein paar Monaten im Projekt konnten sie ihren Platz nicht finden und was noch schlimmer war, sie hatten permanent das Gefühl, es der Geschäftsführerin nicht recht machen zu können. Daß der Übergang von der Sexarbeit zur Büro-/Projektarbeit kein leichter ist, ist gut nachvollziehbar. Hinzu kam, daß sie die Sozialarbeiterinnen täglich als Fachfrauen für die Probleme der Prostituierten erlebten, also für den Bereich, den sie selbst aus Erfahrung doch viel besser kannten. Warum sollte diese Erfahrung weniger wert sein als ein Studium? Worin lag die Kompetenz „der Soliden“, die doch die Probleme nur aus zweiter Hand kannten, in relativ gesicherten Verhältnissen lebten, einen netten Mann an ihrer Seite hatten und jederzeit die berühmten Kopfschmerzen oder andere Unpäßlichkeiten vortäuschen konnten, wenn sie nicht wollten, sich andererseits aber nie sicher sein konnten, ob ihr Mann nicht von einer wie ihnen bedient würde.

Als absolute Expertinnen waren sie jedoch uneingeschränkt gefragt, wenn sie bei öffentlichen Veranstaltungen, Interviews, Talk-Shows o. ä. als Hure das Projekt vertreten sollten. Auf den Konflikt, der sich aus dieser, institutionell gewünschten Rolle ergab, werde ich später noch eingehen.

Die Sozialarbeiterinnen, die zu einem geringen Teil in die Vereinsgeschichte involviert waren, zum größeren Teil eher zufällig an diesen Arbeitsplatz gekommen waren, hatten Schwierigkeiten, den Kontrast zwischen ihrem privaten Leben und dem beruflichen Umfeld zu verarbeiten. Die sprachlichen Umgangsformen waren ein wesentliches Kriterium. Als befriedigend erlebten sie ihre Arbeit, wenn sie in Beratungsgesprächen hilfreich tätig werden konnten, aber besonders bei sozialen oder rechtlichen Fragestellungen.

Der Ausstieg aus der Prostitution stellt sicherlich eine große Herausforderung für Aussteigerinnen und Beraterinnen dar. Der Auseinandersetzungsprozeß mit der bisherigen Lebenssituation erfordert auf seiten der Aussteigerinnen Mut und Kraft, die Beraterin, die während und nach dem Wechsel unterstützt, kommt an die Grenzen ihrer Professionalität, da es an bedarfsorientierten Hilfen fehlt. Meines Erachtens kommt es hier zu einem Konflikt zwischen institutionellem Ziel und sozialarbeiterischem Auftrag. Der politische Anspruch des Projekts ist die gesellschaftliche Akzeptanz der Prostitution. Aus sozialarbeiterischer Sicht ist die Prostitution aber auch ein Bereich mit vielen krank machenden Faktoren, erlebter Unterdrückung, Sexismus und Menschen mit schwierigen und verletzten Biographien.

Ein weiterer erschwerender Faktor war die Tatsache, daß die Aussteigerinnen – eine neue Bezeichnung konnte nicht gefunden werden – in der Beratungsstelle eine „Akte“ hatten und die Schuldenregulierung weiterhin über die Beratungsstelle abgewickelt wurde. Damit war ihr Leben am Arbeitsplatz ein „offenes Buch“ und sie verblieben immer in der Klientinnenrolle. Daraus ergaben sich für beide Seiten immense Verhaltensunsicherheiten.

Eine völlige Identifikation mit dem Vereinsziel konnte ich lediglich bei der Geschäftsführerin feststellen. Abgesehen von den beiden Kontaktgesprächen glänzte diese während des gesamten Beratungsprozesses durch Abwesenheit, anfangs durch Krankheit bedingt, später, weil es immer wichtigere Termine gab, zuletzt, weil eine Supervision auf Vorstandsebene installiert wurde, parallel zu dieser Supervision. Sie ist eindeutig die professionelle Projektmanagerin. Mit großem Einsatz kämpft sie um die Existenzsicherung des Projekts, tanzt auf allen scheinbar relevanten öffentlichen Hochzeiten, um sich und ihr Projekt darzustellen.

Meine Aufgabe sah ich zunächst darin, beide Seiten ins Gespräch zu bringen, sich ausreden zu lassen, zuzuhören, halt eben die scheinbar

leichten aber doch so schweren Voraussetzungen zu schaffen, die nötig sind, um verstehen zu können. Gleichzeitig bemühte ich mich, die komplexen institutionellen Zusammenhänge wie Ziel- und Auftragsunsicherheit, Rollenkonflikte und Kooperationsmängel transparent und damit verstehbar zu machen. Immerhin ist es mir gelungen, den Prozeß in Gang zu setzen und eine punktuelle Auseinandersetzung möglich zu machen. Die vereinbarten Sitzungen wurden kontinuierlich wahrgenommen. Schon nach wenigen Sitzungen meldeten die Mitarbeiterinnen mir zurück, daß sich das Arbeitsklima zwischen den Kolleginnen spürbar verbesserte, der Umgang mit der Geschäftsführerin allerdings weiterhin angespannt blieb, sich eher noch verschlechterte.

Mein Bemühen (telefonisch und schriftlich), die Geschäftsführerin von der Notwendigkeit ihrer Teilnahme an der Supervision zu überzeugen, blieb erfolglos. Im nachhinein glaube ich, daß sie insgeheim auf das Scheitern der Supervision gehofft hatte, und nachdem sie die ersten Sitzungen verpaßt hatte, ihr der Mut zur Auseinandersetzung fehlte.

Das Prostituiertenprojekt Strukturelle Widersprüche als Spiegelung des Problemfeldes?

Nachdem nach ein paar Sitzungen deutlich wurde, daß die Teilnahme der Geschäftsführerin trotz allgemeinen Bemühens immer unwahrscheinlicher wurde, entstand ein Solidarisierungseffekt. Einzelne Szenen aus der Vergangenheit konnten besprochen werden, und es wurde deutlich, daß die Geschäftsführerin sehr zur Verhärtung der Fronten beigetragen hatte. Mitarbeiterinnen wurden zu Einzelgesprächen in ihr Büro zitiert, Vereinbarungen und Absprachen waren nicht öffentlich; öffentlich dagegen waren Schuldzuweisungen. Die Vorhaltung scheinbarer Fehler einzelner wurden gekonnt vor aller Augen und Ohren (auch Außenstehender) inszeniert. Die Aussteigerinnen waren von diesem Verhalten besonders betroffen.

Besonderer Druck wurde ausgeübt, wenn die Aussteigerinnen sich weigern wollten als Huren öffentlich, z. B. in Talk-Shows vorgeführt zu werden. Dabei war es unwesentlich, ob sie als Ehemalige oder, wenn es das Drehbuch von Schreinemarkers und Co. vorsah, als aktuell tätige Huren aus ihrem bewegten Leben berichten sollten. Da die Aussteigerinnen aber einen Schlußstrich unter ihre Vergangenheit ziehen wollten, fiel es ihnen zunehmend schwer, mit dieser Rolle öffentlich vorgeführt zu werden. Wichtig aus Sicht der Geschäftsführerin war das Geld und die Publizität, die das Projekt für solche Auftritte bekam. Gedroht wurde mit dem Verlust des Arbeitsplatzes und dem moralischen Appell: „Ich arbeite doch

hier nur für euch und wenn ihr das nicht seht, schmeiß ich alles hin.“ Zwischenzeitliche Freundschafts- und Beziehungsangebote ihrerseits führten zu großen Verunsicherungen.

Insgesamt spielten Rollenvermischung und die tendenzielle Nutzung von Abhängigkeitsverhältnissen eine nicht unbeträchtliche Rolle. Eine Sozialarbeiterin im Anerkennungsjahr wurde zu Beginn der Supervision von ihr als Teamleiterin eingesetzt. Diese Frau war gleichzeitig Mitglied im Vorstand des Trägervereins. Eine andere Mitarbeiterin arbeitete im Vorstand eines anderen Vereins mit, den die Geschäftsführerin gut für ihre Zwecke gebrauchen konnte. Einblick in die finanzielle Situation des Vereins war den Mitarbeiterinnen ebenso verwehrt, wie Informationen über eine mögliche weitere Perspektive im Projekt. Alle, aber besonders die total überschuldeten Aussteigerinnen, hatten Angst, ihren Arbeitsplatz vorzeitig zu verlieren.

Mit dem zunehmenden Bemühen der Mitarbeiterinnen, Informationen und Absprachen im Team einzufordern, häuften sich die Beschimpfungen seitens der Geschäftsführerin. Von den Mitarbeiterinnen übermittelter Originalton: „Ihr Dummfotzen müßt mal ordentlich durchgeögelt werden, damit ihr hier besser arbeiten könnt!“

Mit zunehmendem Widerstand der Mitarbeiterinnen wurde die Präsenz der Geschäftsführerin geringer. Sie organisierte und erledigte ihre Geschäfte vom Handy aus. Gleichzeitig übernahm sie Verpflichtungen, z. B. die Organisation und Durchführung von Großveranstaltungen. Die Aufgaben wurden an das Team delegiert, das keine Möglichkeit bekam, sich an der Termingestaltung (Wochenendtermine, kurze Zeitplanung), noch an der Überprüfung der inhaltlichen Sinnhaftigkeit dieser Veranstaltungen zu beteiligen. Sporadisch schaute sie in der Beratungsstelle vorbei um „auszuteilen und abzurechnen“. Paradoxerweise spiegelt sich hier ein Teil der Realität des Milieus wider.

Ungefähr nach der Hälfte des Supervisionsprozesses wurden alle Aussteigerinnen langfristig krank, eine befand sich lange in psychiatrischer Behandlung. Sie bekam einen Nervenzusammenbruch, nachdem ihre Mutter, die nichts von ihrer Prostituententätigkeit wußte, ihre Stimme bei einem Radiointerview erkannt hatte. Die Stimme war entgegen einer Vereinbarung nicht verzerrt worden. Da sie alle nicht wieder an ihren Arbeitsplatz zurückkehrten, war ein Abschiednehmen im Rahmen der Supervision nicht möglich. Zumindest aber war der Ausstieg aus dem Projekt und aus der Supervision ein radikaler und endgültiger. Nach Auskunft der verbleibenden Mitarbeiterinnen arbeiten heute alle wieder als Prostituierte.

Die restlichen Sitzungen fanden ausschließlich mit den Sozialarbeiterinnen statt. Thema war das Scheitern der Idee, den Aussteigerinnen einen

Berufswechsel zu ermöglichen und die daraus resultierende Traurigkeit und Hilflosigkeit.

Durch aktuelle Ereignisse ausgelöst, richtete sich der Fokus bald wieder auf die Rolle der Geschäftsführerin und deren Aktionen. Konfrontiert mit meiner Frage, warum sie sich als gestandene Frauen und Sozialarbeiterinnen eigentlich so bevormunden lassen, führte zu einer intensiven Selbstreflexion. Es entstand das Bild einer uneingeschränkten Herrscherin, die ein Klima von Angst und Abhängigkeit geschaffen hatte und durch Informationsvorsprung und Wissen immer einen Schritt voraus war und damit sachlich, inhaltlich nicht zu beeindrucken und zu überzeugen war. Sprachliche Abwertungen, ignoranten Verhalten und Beleidigungen führten zu einem Verlust des Selbstwertgefühls. Alle Mitarbeiterinnen beschrieben eine zunehmende Sprachlosigkeit angesichts von sprachlich derben Attacken, der sie in ihrem bisherigen Leben noch nie ausgesetzt waren. Hinzu kam die anfängliche Vereinzelung und die geringen Möglichkeiten zur Auseinandersetzung im Team. Das erlebte Gemeinschaftsgefühl in dieser selbstreflexiven Phase führte zur Stabilisierung des Selbstvertrauens. Absprachen über gemeinsame Vorgehensweisen wurden getroffen, einzelne entwickelten Mut, sich situativ abzugrenzen, zu verweigern oder zu widersetzen.

Zu diesem Zeitpunkt wurde mir bewußt, daß ich Gefahr lief, aus der Rolle zu fallen. Wie nie zuvor in meiner supervisorischen Tätigkeit war ich empört über die Bedingungen dieses Arbeitsplatzes, über das Verhalten dieser „Führungskraft“. Berichtete Vorfälle überschritten die Grenzen der Legalität. Ich wurde zur Mitstreiterin für Recht und Gerechtigkeit. Es war an der Zeit, meinen Ausstieg zu bedenken und professionell und verantwortungsvoll in die Tat umzusetzen.

Da wir uns bereits in der Endphase befanden und diese fast zeitgleich mit der Beendigung der befristeten Arbeitsverhältnisse der meisten Mitarbeiterinnen zusammenlief, hatte jede Mitarbeiterin die Möglichkeit, ihre Erfahrungen im Projekt und in der Supervision zu reflektieren und zu evaluieren.

Über die Schwierigkeit der supervisorischen Rollenwahrung

Wie bereits erwähnt, konnte ich eine zunehmende Verführung zur Parteinahme für die Mitarbeiterinnen und eine fatale Analogie der Arbeitsplatzverhältnisse im Projekt zu den Bedingungen im Milieu herstellen. Ich konnte nicht verhindern, daß ich ihre Rolle mit der eines Zuhälters assoziierte.

Es sind die typischen Tricks im Rotlichtmilieu, wirkliche oder vorgespülte finanzielle und persönliche Abhängigkeiten als Druckmittel bei Konflikten auszuspielen. „Zahlst du, beschütze ich dich und du brauchst

keine Angst zu haben – zahlst du nicht, mußt du mit allem rechnen!“ Während der Arbeitszeit bleiben die Zuhälter im Hintergrund und kassieren zwischendurch ab. Im Milieu sind sie „wer“ und profitieren von dem Arbeitseinsatz und der Abhängigkeit ihrer „Pferdchen“. Wer es im Milieu zu etwas gebracht hat, kann irgendwann auf ein feingesponnenes Netz von Beziehungen und Einflußmöglichkeiten zurückgreifen, das Gewaltanwendungen nur noch in Ausnahmefällen notwendig macht, wie der ehemalige Staatsanwalt und Rotlichtexperte Frank Buckow weiß: „Das Ausnutzen von gegenseitigen Abhängigkeiten ist schließlich wesentlich effektiver“ (vgl. Rieker, J., 1995, S. 81).

Irritation löste bei mir auch die Feststellung aus, daß ich es hier zwar mit einem Frauenprojekt zu tun hatte, ich allerdings völlig andere Erfahrungen als in den mir bekannten Projekten machte.

„Die latent wirksamen Überzeugungen und Sinnsysteme sind das Herzstück von Frauenprojekten: ihr politisches Verständnis von sozialer Arbeit ist ein Teil der professionellen Identität“ (vgl. Scheffler, S., 1996, S. 229).

Diese Grundannahme trifft zu, weil die Mitarbeiterinnen in Frauenprojekten geleitet werden durch eine feministische Überzeugung und viele Frauen mit starker Identifikation die Vereinsgeschichte und Kultur mitgestalten. Die Solidarisierungsbereitschaft ist groß, schließlich geht es um den Kampf gegen weibliche Unterdrückung (Gewalt in der Ehe, sexueller Mißbrauch, Sextourismus, Sexismus u. a.).

Die Haltung von Frauenprojekten zur Prostitution ist eher zwiespältig, Prostituierte werden als Opfer ausgeprägter männlicher Ausbeutung gesehen.

In dem von mir beschriebenen Prostituiertenprojekt gab es zunächst keine Solidarität. Vergleichbar dem Verhalten im Team, erklären Prostituierte, die jahrzehntelang angeschafft haben, daß die Chance, daß sich Frauen gemeinsam gegen die Ausbeutung durch Zuhälter wehren, eher gering ist. Die Uneinigkeit ist zu ausgeprägt, der Konkurrenzgedanke zu stark verhaftet (vgl. Rieker, J., 1995, S. 81).

Der in Frauenprojekten sonst übliche Anspruch der gemeinsamen Verantwortung für das Projekt war bei den Mitarbeiterinnen und der Geschäftsführerin wenig bis gar nicht vorhanden. Zu stark war das Team lange Zeit mit Kooperations- und Kommunikationskonflikten beschäftigt, insgesamt zu ängstlich vor den Konsequenzen, die eine größere Verantwortungsübernahme mit sich gebracht hätte.

Während ich in Frauenprojekten meine Rolle eher darin sehe, mit den vorhandenen Widerständen gegen Kontroll- und Leitungsstrukturen zu arbeiten und strukturelle Veränderungsbereitschaft zu bewirken, war ich hier konfrontiert mit einem Frauentyp mit starken, negativ ausgeprägten Macht- und Profilierungsabsichten. Angesichts meiner aufkommenden

Empörung verspürte ich mehrfach das Bedürfnis, sie in ihrem Verhalten aufhalten zu wollen.

Ich gebe zu, es hatte etwas Voyeuristisches in diesen, besonders für uns „solide Frauen“, tabuisierten Bereich hineinzuschauen. Amüsiert haben mich die vielen kleinen Geschichten von Prostituierten, wie sie mit Tricks den Männern etwas anderes verkaufen als das, wofür diese meinten, bezahlt zu haben.

Was hatte ich eigentlich verkauft? Die im Kontrakt vereinbarten Themen waren im Verlauf des Supervisionsprozesses alle Gegenstand der Bearbeitung. Punktuelle Klärungen waren möglich, konstruktivere Auseinandersetzungen, eine größere Transparenz über Vorgänge und Handlungsweisen konnte hergestellt werden. Der Ausstieg der Sozialarbeiterinnen und meiner wurden reflektiert und resümiert. Eine Sozialarbeiterin bedankte sich bei mir mit den Worten: „Immerhin habe ich meine Selbstachtung wiedergefunden.“

Nicht ausreichend berücksichtigt blieb die spannende Fragestellung, wie der Verein mit gesellschaftlichen Widersprüchen umgeht.

Ich blieb ambivalent. War unter Berücksichtigung des Settings mehr möglich gewesen? Wahrscheinlich nicht. Wie bei allem Spektakulärem gab es in diesem für mich unbekanntem Bereich eine ausgeprägte destruktive Seite. Ich bekam nur einen kleinen Einblick in dieses Feld und das meiste, was ich gesehen habe, hat mir nicht gefallen. Aber dieser Auftrag war eine echte Herausforderung, und ich bin nach wie vor neugierig. Also blase ich weiterhin mein Saxophon und warte auf einen neuen Auftritt auf dieser Bühne.

Anschrift der Verf.: Andrea Multhaupt-Meckel, Wertstr. 23, 45357 Essen

Literatur

- French, D. (1995): Linda Lee – Kurtisane – Mein Leben als Prostituierte, München.
 HWG e. V. (1994): Handbuch Prostitution, Marburg.
 Leopold, B., Steffan, E. (1994): Dokumentation zur rechtlichen und sozialen Situation von Prostituierten in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin.
 Rieker, J. (1995): Ware Lust – Wirtschaftsfaktor Prostitution, Frankfurt a. M.
 Scheffler, S. (1996): Organisationskultur in Frauenprojekten in: Pühl, H.: Supervision in Institutionen, Frankfurt a. M.

BRIEFWECHSEL

Liebe Constanze,

kürzlich traf ich bei einer Tagung einen Generalvikar, den ich vor vielen Jahren kennengelernt habe. Er war damals Leiter eines Priesterseminars und bemühte sich, seinen Studenten nicht nur theologische Kenntnisse und Fähigkeiten zu vermitteln, sondern ihnen auch nahe zu bringen, Menschen zu verstehen, Bedeutungsgehalte im zwischenmenschlichen Umgang zu erschließen, neugierig zu werden, was Menschen bewegt, treibt, behindert. So gab es in seinem Priesterseminar nicht nur Gesprächstrainings, Sensitivity Trainings und psychologische Seminare zur Wissensvermittlung, sondern auch eine längere Organisationsberatung, in die alle Mitarbeiter und die Studenten einbezogen wurden. Während dieses Prozesses teilte in einer Sitzung ein durch seine Intelligenz und sein Engagement besonders auffälliger Student mit, daß er nicht Priester, sondern Pastoralreferent werden möchte. Er sage das im Schutze der Öffentlichkeit, weil es ihm so peinlich sei und er Schuldgefühle habe, den Regens zu enttäuschen. Er habe in den Jahren des Studiums den Regens wie einen guten Vater erlebt, der ihn sehr gefördert habe, der ihm viele Anregungen und Unterstützungen geschenkt habe, und nun könne er es kaum ertragen, den Regens so enttäuschen zu müssen. Es war danach sehr still in dem großen Kreis mit mehr als 40 Menschen. Der Regens sagte sehr ruhig und diszipliniert: natürlich hätte er es gern gesehen, wenn jener Student zum Priester geweiht worden wäre; ja, er habe sich das auch gewünscht. Aber gleichzeitig sei es für ihn immer wichtig geblieben, daß sich jeder hier frei entscheide. Diese freie Entscheidung des einzelnen sei ein besonders hoher Wert. Er sei sicher, daß gerade dieser Student seine Entscheidung nicht oberflächlich getroffen habe und ihm die Gründe verständlich machen werde. Der Student sagte das zu. Damit schien die Sache geklärt; eine Beklommenheit blieb im Raum. Ich fragte den Regens dann, ob es denn kein Konflikt für ihn sei, daß er einerseits von seinem Bischof den Auftrag habe, Priester auszubilden und zwar möglichst viele, weil es doch einen so großen Priestermangel gebe, und andererseits jedem die freie Entscheidung zu lassen, ob er sich für oder gegen das Priestertum entscheide. Zumal die Zahl derer, die am Ende des Studiums sich lieber nicht weihen lassen, steige? Der Regens sagte dazu, die Freiheit des Individuums sei der höhere Wert, und darin sei er sich mit seinem Bischof einig, wenngleich dies auch immer schwer sei, innerlich zu vollziehen.

Ich erinnerte den Generalvikar an diese Szene, die auch er nicht vergessen hatte. Er sagte, wie sehr ihn diese Entscheidung seines Lieblingsstudenten damals geschmerzt habe und wie intensiv er sich bemüht habe, damit fertig zu werden. Er habe dem Studenten nach Studienabschluß zu einer Stelle im Bistum verholfen, entsprechend seinen geistigen Fähigkeiten konnte dieser auch promovieren und erhielt dafür jede Unterstützung. Und er sei froh darüber, daß ihm diese weitere Förderung gelungen sei. Ich fragte ihn, wenn er darüber froh sei, dann habe er vielleicht etwas anderes befürchtet? Ja, es sei in der Beziehung etwas geschehen damals; es sei innerlich etwas zerbrochen, worüber er nie geredet habe. Zwischen ihm und seinem Bischof, der inzwischen ein alter Mann sei und ihn zum Generalvikar berufen habe, gebe es eine Verbindung, die höher sei als die individuelle Entscheidungsfreiheit. Es gebe gegenseitig einen hohen Respekt für die individuellen Wünsche oder Ängste; das erlebe er liebevoll und freiheitgebend, weil man offen darüber sprechen, sich austauschen könne und sich nie gezwungen fühle. Daneben gebe es aber gleichzeitig die Verbindung, daß die Entwicklung der Kirche als Ort des Glaubens ihre Lebensaufgabe sei und daß sie sich dem widmen entsprechend ihren Fähigkeiten und Kräften. Die Verbindung ist die Treue zu diesem Wert, der letztlich ungebrochen bleibe. Hier könne man sich aufeinander verlassen, welche Schwierigkeiten auch immer auf einen zukommen. „Und sehen Sie“, sagte er, „dieses Gefühl ist damals zu diesem Studenten zerbrochen.“ – „Diese Gemeinsamkeit hatte ich mir zu ihm erhofft, wie ich sie mit meinem Bischof erlebe.“

Der Generalvikar erzählte mir dann weiter, daß der ehemalige Student nun ein tüchtiger Mitarbeiter im Bistum sei. Er sei in der Aus- und Fortbildung ein wichtiger Dozent geworden. Er sei auch Supervisor und koordiniere die Gemeindeberatung im Bistum. Als Generalvikar fördere er diese Beratung wie er es früher als Regens getan habe, weil er weiterhin davon überzeugt sei, daß man in der Kirche mehr psychologisches Wissen und einführendes Verstehen in die Menschen dringend nötig habe.

Er habe nun als Generalvikar mit dem ehemaligen Studenten im neuen Rollenbezug oft zu tun. Es sei eine gute Zusammenarbeit und gleichzeitig sei von damals etwas geblieben, was sich manchmal aktualisiere. Es gebe des öfteren Pfarrer, die in der Gemeinde dringend eine Hilfe benötigen und sich dann aufgrund jahrelanger freundschaftlich-vertraulicher Beziehung an ihn wenden. Er spreche dann mit dem Koordinator für Supervision und manchmal wiederhole sich dann in diesen Gesprächen sein innerer Schmerz von damals, den er fühlen, aber nicht aussprechen könne. Situativ einige man sich im Gefühl immer dann nicht, wenn der Koordinator den Eindruck vermittelt bekomme, er müsse jetzt und gleich und ohne wenn

und aber helfen, dann fühle er offenbar seine Freiheit bedroht. Für ihn, den Generalvikar, gebe es dieses Bedrohungsgefühl nicht. Wenn er eine solche Not bei einem Pfarrer fühle, dann sei es nicht nur selbstverständlich, alles andere zurückzustellen, sondern dies entspreche auch seinem Gefühl. Er würde gegen sein Gefühl, sich selbst etwas zu geben, zu erfüllen, angehen, wenn er das Wenn und Aber hätte, was der Koordinator offenbar habe. Hier wiederhole sich jeweils die Trennung von damals und ein Schmerz von Fremdheit verschlage die Sprache.

In anderem Zusammenhang traf ich den Koordinator, und wir erinnerten uns auch dabei beide an das Ereignis vor 15 Jahren. Er habe die Arbeit gefunden, die er sich immer gewünscht habe und er sei überwiegend zufrieden und manchmal sogar glücklich in seiner Arbeit, sagte er. Über die Erinnerung kamen wir uns näher und dann erzählte er von seiner „Schere im Kopf“. Supervision sei für ihn von zentraler Bedeutung, weil er hier erlebe, daß sowohl individuelle wie institutionelle Werte, Orientierungen, Normen, Wünsche und Zwänge unermüdlich beleuchtet und hinterfragt werden zugunsten von mehr Menschlichkeit. Dieser Wertekontext entspreche auch seiner Grundeinstellung als Theologe. Und er habe damals nicht Priester werden wollen, weil er nicht einsehen konnte, eigentlich gar nicht nachvollziehen konnte, daß er zölibatär leben müsse, um Priester zu sein. Er habe erkannt, daß dies geschichtlich und machtpolitisch zu verstehen sei, aber ihn zu einer Unterwerfung zwingt, die seinen Rücken symbolisch für immer krümme. Nein, er habe damals gar keine Freundin gehabt, es war kein aktueller Anlaß. Die Institution habe in seinem Gefühl als Symbol der Treue eine Unterwerfung verlangt, die er nicht einsehen konnte. Es sei für ihn schwer gewesen, weil er sehr gerne Priester geworden wäre. Seinem Regens habe er sich nicht verdeutlichen können, dies schmerze ihn noch heute. Und er habe mit dem Regens oft Kontakt, der ja als Generalvikar sein Vorgesetzter sei und wie kein anderer Beratung und Supervision fördere. Und immer wieder gebe es Situationen zwischen dem Generalvikar und ihm, die unüberbrückbar seien, wie damals. Er möchte dann immer weggehen, die Kirche verlassen und gleichzeitig könne er das doch gar nicht, die Kirche sei ein Teil von ihm selbst. Er möchte weglaufen, immer wenn er das Gefühl bekomme, es gehe mehr um das Wohlergehen der Institution als um das der Menschen. Wenn sofort einem Pfarrer geholfen werden soll, damit das Ansehen der Pfarrei keinen Schaden erleide, dann will er erst prüfen, ob das auch den Gemeindemitgliedern, den unterschiedlichen Menschen diene oder schade. Hier komme er sich wie ein Zauderer vor und werde vom Generalvikar wohl auch so gesehen. Ja, er sei dann ein Zauderer und nehme sich das auch übel, und gleichzeitig wolle er sich erst in alle Beteiligten einfühlen

und nicht nur in die Kirche und ihre Repräsentanten. Er enttäusche dann den Generalvikar, er enttäusche sich selbst auch und – wenn er es aber nicht so tue, dann enttäusche er sich in seiner supervisorischen Ethik. Diese Schere werde er nicht los, und eigentlich werde er immer der einen oder der anderen Seite gegenüber schuldig. Der Generalvikar verstehe das nicht, und er beneide diesen ob seiner Eindeutigkeit. Und manchmal hasse er ihn auch deswegen. Und wenn er als Koordinator den schnellen Aufträgen ungeprüft nachkomme, weil er ja nicht immer ein Zauderer sein wolle oder sein könne, dann hasse und verachte er sich hinterher selbst.

Da es in diesem Heft um Supervision in ideologischen Organisationen geht, dachte ich, es paßt, Dir hier diese alte und neue Geschichte zu erzählen.

Herzliche Grüße
Dein Kollege Gregor

REZENSIONEN

Benedicte Madsen and Søren Willert: Survival in the organization. Gunnar Hjelholt Looks Back at the Concentration Camp from an Organizational Perspective. Aarhus University Press 1996, 91 Seiten, DM 28,-

Ich gehe davon aus, daß Gunnar Hjelholt SupervisorInnen und den LeserInnen dieser Zeitschrift nicht so bekannt ist wie den TrainerInnen für Gruppendynamik in Deutschland und anderswo. Deshalb möchte ich ihn, bevor ich mich seinem Buch zuwende, kurz vorstellen: Gunnar Hjelholt ist Däne und einer der ältesten und einflußreichsten Gruppendynamiker. Er nennt sich selbst einen angewandten Sozialpsychologen, dem es immer wichtig war, Individuum und Gesellschaft, Psychologie und Soziologie in ihrer Verflochtenheit zu betrachten. Nach seinem Studium arbeitete er in Amerika und lernte dort die Methode der Gruppendynamik kennen. Er brachte seine Kenntnisse nach Europa, wo er mit T. Lindner, M. Pages und anderen zusammen 1965 das European Institute for Transnational Studies in Group and Organizational Development (EIT) gründete. Er arbeitet weltweit z. B. in Indien, Japan oder Brasilien als Trainer in gruppendynamischen Seminaren oder Projekten und als Organisationsberater in großen Systemen wie UNICEF, mit Schiffsmannschaften usw. Zu seinem 75. Geburtstag kam ein Buch heraus, mit und über Gunnar Hjelholt, das jetzt vor mir liegt.

Ehe ich es aufschlage, betrachte ich den Einband, die Fotografie eines handgewebten Wollteppichs von Gunnars Frau Berit Hjelholt gewebt, in dunklen Blautönen: ‚Die lange Seereise‘, kleine Boote mit übergroßen Segeln, voll in Bewegung. Dann eine Fotografie von Gunnar Hjelholt auf einer der ersten Seiten. Der Blick der ersten großen Augen, die mich zu betrachten scheinen. Daneben die verschwommenen Konturen eines zweiten Gesichtes: Gunnar Hjelholt bei der Arbeit, einen Workshop an der Aarhus-Universität leitend.

Das Buch wurde 1995 publiziert, dem Jahr von Gunnar Hjelholts 75. Geburtstag. Benedicte Madsen und Søren Willert haben ihn darin über seine Jugend, seine Zeit in der dänischen Resistance, seine Gefangennahme durch die Gestapo und die Zeit im KZ interviewt. EIT hat in Würdigung der Persönlichkeit Gunnar Hjelholts die Übersetzung aus dem Dänischen ins Englische gesponsert. Edith Matteson übersetzte den dänischen Text ins Englische, eine deutsche Übersetzung liegt bisher leider nicht vor.

Die Interviewer beginnen mit ihren Fragen bei Gunnars Jugend. Er erzählt davon in seinen einfachen Worten und oft witzigen Formulierungen

und man merkt, daß es ihm Freude macht, darüber zu sprechen. Er beschreibt sich auf dem Hintergrund der Verschiedenheit seiner Eltern und seines Wohnorts als eine Art geographischer und sozialer Grenzgänger zwischen zwei Gesellschaftsklassen, zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen Erleben und Forschen, Aktion und Reflexion und erkennt dieses Grenzgängerdasein als Lebensmuster. Dann ändert sich die Tonart, und er berichtet über die Zeit der Resistance, sein Engagement bei der Rettung von deutschen und dänischen Juden auf dem Seeweg nach Schweden, seinen Widerstand gegen die deutschen Besatzer und seine Verhaftung. Die Gestapo faßte ihn zu einem Zeitpunkt, als er Handgranaten in der Tasche hatte, eine lebensbedrohliche Situation, denn eigentlich stand auf Waffenbesitz die Todesstrafe. Er wurde vorerst in dänische Gefängnisse transportiert und dann weiter nach Deutschland ins KZ.

Am Morgen des 15. September 1944 wurden 200 verhaftete Dänen in Viehwaggons der Eisenbahn verfrachtet und in Richtung Hamburg geschickt und weiter in das KZ Neuengamme. Dort nahm man ihnen als erstes ihren Besitz und ihre Kleider ab. Sie wurden geduscht und rasiert und eine Gruppe von 98 Dänen wurde am 18. September weiter in das KZ Porta Westfalica transportiert.

In Porta

Ereignisse aus dem KZ zu erzählen bedeutet, die Erinnerungen lebendig werden zu lassen, sich Schmerz und Grauen erneut auszusetzen, das ist kaum zu ertragen. Ich weiß es von einem Nachbarn. Er ist vor zwei Monaten gestorben und erst bei seiner Beerdigung erfuhr ich, daß er als Siebzehnjähriger in das KZ Theresienstadt gekommen war. Er hat niemals darüber reden können, nicht einmal mit seiner Frau.

Gunnar hat sich die Leiden nicht erspart und damit ein wichtiges Dokument weitergegeben.

Porta lag an der Weser in der Nähe von Minden. Das KZ war in einem alten Theatergebäude eingerichtet, das an ein altes Hotel angrenzte. Der *Lagerälteste* hatte seinen Sitz auf der Bühne des Theaterraumes, verdeckt von vielen Brettern, mit einem Fenster in der Mitte, von dem aus er die Gefangenen beobachtete. Unten im Saal waren Reihen und Reihen von Schlafkojen, bis zu vier Etagen übereinander. Zwei Gefangene mußten sich eine Schlafkoje teilen. Es waren immer ungefähr 1500 Gefangene im Lager bei ständigem Wechsel, da viele starben und immer wieder neue ankamen.

Das Essen war jämmerlich: Am Morgen ein Stück Brot und Tee, Mittags ein Napf mit heißem Essen. Wer in der Rangordnung aufgestiegen

war, bekam eine größere Portion. Freitags war Zahltag. Der Lohn für die schwere Arbeit bestand in sieben Zigaretten. Gunnar war ein großer Raucher, aber es gelang ihm, sich das Rauchen abzugewöhnen, und so konnte er sich mit den Zigaretten Brot eintauschen. Es gab Raucher, die verhungert sind. Die Kleidung war erbärmlich. Wer sich ein Stück Papier von einem alten Zementsack abriß, um sich die Füße in den Sandalen vor der Kälte ein bißchen zu wärmen und dabei erwischt wurde, bekam eine harte Strafe, z. B. 25 Schläge auf den Hintern von einem *Kapo*.

Gunnar beschreibt, daß Porta kein Vernichtungslager, sondern ein Arbeitslager war. Porta war eines der ersten Lager dieser Art, und er verwendet den Ausdruck „Nacht- und Nebellager“, weil in zwei Schichten Tag und Nacht gearbeitet wurde, 7 Tage die Woche harte Arbeit, oft ohne Tageslicht im Inneren der Berge. Die Gefangenen mußten z. B. über Leitern die schweren Zementsäcke in das Innere schleppen. Dort war neben Kälte und Dunkelheit die Luft voll brennenden Staubes von den aufgerissenen Zementsäcken. Die Gefangenen marschierten jeden Tag über eine Weserbrücke zu den gegenüber liegenden Bergen, wo sie eine Waffenfabrik aufbauen mußten. Dazu wurden die Berge untertunnelt zu riesigen Hallen, in denen die elektrischen Maschinen der holländischen Philips-Fabrik installiert wurden, um sie beim eventuellen Einmarsch der Alliierten vor deren Zugriff zu bewahren. Innerhalb eines Jahres wurde eine komplette unterirdische Fabrik aufgebaut. Porta hatte die höchste Todesrate der Dänen von allen KZs. Es gehörte zum System, daß die Verstorbenen durch neu Angekommene ersetzt wurden.

Beschreibung des Systems

Es ist das besondere an Gunnar Hjelholts Buch, daß er neben den eigenen Erlebnissen auch seine Erfahrungen mit den Leitungs- und Machtstrukturen beschreibt. Der Psychoanalytiker Bruno Bettelheim war in den KZs Dachau und Buchenwald und hatte ähnlich wie Gunnar auch psychisch mit Hilfe einer Ich-Spaltung überlebt, indem er gleichzeitig derjenige war, der das Grauen erlebte und der, welcher es in seinen psychischen Folgen untersuchte. Bettelheim konzentrierte sich dabei auf die individuellen Reaktionen, Gunnar nahm die gesamte Organisation des Konzentrationslagers in den Blick. Er sieht das Charakteristische eines jeden KZ darin, daß es wie eine autonome Organisation funktionierte. In den Arbeitslagern gab es eine doppelte Hierarchie. Außer wenigen Ingenieuren und SS-Leuten an der Spitze wurden alle Aufsichtspersonen aus den Gefangenen rekrutiert: Es gab den *Lagerältesten* und die *Kapos*. Sie gehörten zu dem Teil des Aufsichtssystems, das für die Disziplin zuständig war. Die Be-

förderung auf diese Hierarchiestufe nutzten sie nur dafür aus, ihr eigenes Überleben abzusichern. Dann gab es noch den *ältesten Vorarbeiter*, die anderen *Vorarbeiter*, die *Schieber* und *Unterschieber*; sie waren für den Ablauf der Arbeit zuständig.

Die *Schieber* und *Unterschieber*, das waren die Aufseher auf der untersten Ebene der Hierarchie. Sie hatten die Gefangenen bei der Arbeit anzutreiben. und evtl. den *Kapos* zur Bestrafung zu melden. Die *Vorarbeiter* hatten den Anweisungen der Ingenieure zu folgen und konnten diese ziemlich flexibel mit den Arbeitsgruppen der Gefangenen ausführen. Durch diesen geringen Vorsprung war es den *Vorarbeitern* möglich, ihre Macht über die Gefangenen auszubauen. Obwohl sie eigentlich selbst Gefangene waren, identifizierten sie sich über ihre neue Rolle mit dem System, wechselten also die Seiten und sorgten somit für die Aufrechterhaltung und das Funktionieren oft besser, als es ein Außenstehender getan hätte.

Gunnar Hjelholt ist der Meinung, daß die deutsche Waffenindustrie, für die zum großen Teil Kriegsgefangene und Gefangene in den KZ eingesetzt wurden, nur deshalb während des ganzen Krieges bis zum Schluß trotz ständiger Bombardierung so gut funktioniert habe, weil Kriegsminister Speer (Nachfolger von Fritz Todt nach dessen Tod) die bisherige Art der starren Hierarchie änderte und z. B. Gefangene als *Vorarbeiter* in den KZs einsetzte und ihnen mehr Autonomie zubilligte. Gunnar Hjelholt gibt damit einen Hinweis auf den mysteriösen Tod Todts bei einem Flugzeugabsturz, die überraschende Einsetzung Albert Speers zu seinem Nachfolger und die Konsequenzen, die sich daraus für die Organisation der KZs und Arbeitslager ergaben. Gitta Sereny beschreibt diesen Teil der Kriegsgeschichte ausführlich in ihrem Buch ‚Das Ringen mit der Wahrheit – Albert Speer und das deutsche Trauma‘ (München 1995, S. 322 ff.).

Die Arbeit der SS-Leute bestand darin, die Gefangenen zweimal täglich zu zählen. Außerdem setzten sie den *Lagerältesten* und den *ältesten Vorarbeiter* ein und beaufsichtigten sie. Für den Rest sorgten die Gefangenen in den unterschiedlichen Stufen der Hierarchie. Der *Lagerälteste* und der *älteste Vorarbeiter* hatten Macht über Leben und Tod der Gefangenen. Gunnar Hjelholt bezeichnet den *Lagerältesten* von Porta als einen Massenmörder.

Er bringt viele Beispiele und Szenen, die das grausame Geschehen lebendig werden lassen.

Das informelle System

Neben der formellen gab es, durch die Nationalitäten der Gefangenen bedingt, auch eine informelle Rangordnung. 16 unterschiedliche Nationalitäten waren in Porta vertreten, darunter eine große Gruppe Russen, die sehr viel Macht hatten. Die deutschen Gefangenen waren höher angesehen als Polen und Dänen, aber Dänen galten mehr als Polen, da sie zu der „nordischen Rasse“ gehörten, und so ging es weiter bis zum Letzten, einem einzigen Griechen. Neben den nationalen Gruppen gab es noch eine Rangordnung nach Farben. Grün war z. B. die Farbe für Kriminelle, rot für politische Gefangene, schwarz für Homosexuelle, purpur für Zeugen Jehovas. Jeder Gefangene trug eine Marke auf seiner Kleidung, auf der seine Nummer und Farbe sichtbar waren. Gunnar hatte die Nummer 50528 und die Farbe rot. Die Gefangenen mit der Farbe rot gehörten zu den angesehensten im Camp, weil Jedermann sah, daß sie wegen ihrer Überzeugung eingesperrt waren. Jüdische Gefangene gab es in Porta nicht. Sie wurden in Vernichtungslager verschleppt.

Gunnars Rolle

Innerhalb der dänischen Gruppen hatte Gunnar gute Beziehungen, auch mit den anderen Nationalitäten hatte er Kontakte, sogar mit der großen Gruppe der Russen, vor denen viele Dänen Angst hatten. Es war ihm gelungen, etwas russisch zu lernen, und er suchte Gespräche mit ihnen, so daß sie ihn respektierten. Gunnar wollte keinen Aufstieg in der Hierarchie, er suchte die Funktion eines Vermittlers. Seine Sprachkenntnisse verhalfen ihm zu dem Job eines Dolmetschers, der gebraucht wurde, wenn z. B. mit der Eisenbahn Maschinen angeliefert wurden, die in das Innere des Berges transportiert werden mußten. Er übersetzte die deutschen Kommandos in die russische, polnische, französische und dänische Sprache.

Gunnars Rettung

Ende Januar 45 war Gunnar bei Sprengarbeiten innerhalb des Berges eingesetzt, als das Gewölbe einstürzte und sein Bein von einem Felsen eingequetscht wurde. Er wollte mit allen Mitteln den Unfall verheimlichen, um nicht auf die Krankenstation zu kommen, da es dort noch weniger zu essen gab. Er hielt die Schmerzen aus, bis er zusammenbrach. Auf der Krankenstation wollte der SS-Arzt (ein Zahnarzt) das zerschundene Bein sofort mit einer Säge amputieren. Er unterließ es aber dann in der Hoffnung, so schneller zu einem freien Bett zu kommen. Gunnar magerte bis auf 30 Kilo ab, das Bein schwoll an und eiterte. In den anderen Betten um

ihn herum starben die Gefangenen. Endlich kam Hilfe durch den Präsidenten des Schwedischen Roten Kreuzes, Folke Bernadotte, der einen Deal mit Himmler machte, wodurch die kranken skandinavischen Gefangenen mit Bussen in die Heimat geholt werden konnten.

Es dauerte sehr lange, bis Gunnar wieder gesund wurde. Zu seinen vielen Krankheiten kam noch eine Tuberkulose. Damals gab es noch kein Penizillin. Er mußte operiert werden und büßte für sein weiteres Leben viel von seiner Lungenkraft ein. Das Bein konnte geheilt werden.

In einem Telefongespräch erzählte er mir, daß einige Mithäftlinge nach dem Krieg Porta wiedersehen wollten und sich im Dorf nach dem KZ erkundigten. Zu ihrem Erstaunen gaben die Leute vor, nichts von einem KZ zu wissen, obwohl die Gefangenen jeden Tag zweimal über die Brücke marschiert waren.

Gunnars Studium und gruppendynamische Ausbildung

Ab Oktober 1946 konnte Gunnar wieder arbeiten. Er änderte seine Pläne, Ökonomie zu studieren und begann 1948 mit dem Psychologiestudium. Die Erfahrungen aus Porta hatten zu diesem Entschluß beigetragen. Seinen Interessen entsprechend kombinierte er das Studium der Psychologie und Soziologie, um so neue Zugänge zum Verständnis für das Individuum in der Gesellschaft zu finden. Gunnar teilt mit, daß seine Präferenz für die Sozialpsychologie auch damit zusammenhing, daß hier die geschichtlichen Hintergründe der Zeit vor und nach dem zweiten Weltkrieg erforscht wurden. Er befaßte sich besonders mit Kurt Lewins Forschungen. Dieser hatte Deutschland 1933 verlassen und seine Arbeit in den USA fortgesetzt, bis er dort 1947 starb. Gunnar Hjelholt nennt ihn den spirituellen Vater der angewandten Gruppendynamik. Er fand Anschluß an den Kreis amerikanischer Sozial- und Organisationspsychologen, die Lewins Theorien weiter entwickelten. Kenneth Bann gründete mit zwei weiteren Lewin-Studenten, Lee Bradford und Ron Lippitt ‚National Training Laboratories Institute for Applied Behavioural Science‘ (NTL) in Washington D. C. Gunnar arbeitete mit ihnen zusammen.

1946 wurde das englische Tavistock Institute of Human Relations gegründet, und 1965 gründete Gunnar mit anderen zusammen EIT in Dänemark. So kam die Gruppendynamik nach Europa.

Rückblick auf Porta

Gunnar erzählt, daß er Porta überleben konnte, weil er dem System nicht nur ausgeliefert blieb, sondern das KZ „als effektiv funktionierende Organisation“ zu erforschen begann.

Er beschreibt detailliert die wirksamen Machtmechanismen im KZ, die Rolle der SS, des Lagerältesten, der Kapos und Vorarbeiter, das perfide System von lebenserhaltenden Privilegien und die Auswirkungen auf Individuen und Beziehungen.

Es erschreckt mich allerdings, wenn er ein KZ als den Prototyp einer Organisation (klar gegliedert, transparent und effektiv) bezeichnet, und das dort aufgebaute hierarchische System mit seinen Aufstiegsmöglichkeiten zu Kapo und Vorarbeiter und seinen Privilegien (etwa einen Napf Essen) mit hierarchisch gegliederten Organisationen in einer Demokratie (mit ihren Aufstiegsmöglichkeiten und Gehaltserhöhungen) vergleicht. Dieser Vergleich ist nur in der Begrenzung auf die formalen Strukturen und unter völliger Ausblendung des Unvergleichlichen, des Wesens von KZ und hierarchischen Organisationen möglich und daher außerordentlich problematisch.

Roman Frister, der in seinem Buch ‚Die Mütze oder der Preis des Lebens‘ (Siedler Verlag, Berlin 1997) seine Erfahrungen aus vier Konzentrationslagern beschreibt, macht sehr eindrücklich klar, daß die „Zeiten der Finsternis“, in denen nur noch die Dschungelgesetze des Überlebenskampfes herrschen, nicht mit „Zeiten des Lichts“, wie er sie nennt, verglichen werden können und daß die Normen, die in normalen Zeiten gelten, kein Maßstab für Erfahrungen im KZ sein können.

Gut nachzuvollziehen ist dagegen Gunnars Bemühen, seine Sensibilität für die Wirksamkeit von Machtprozessen für seine Arbeit in und mit Organisationen zu nutzen, und Menschen zu ermöglichen, eine kritische und wachsame Haltung in Organisationen zu entwickeln.

In seinem beruflichen Handeln ist bei jedem neuen Auftrag, den er annimmt, seine erste Frage: Wie ist das System und wie erleben es die Menschen, die darin einbezogen sind? Die Antworten holt er sich auf vielfältige Art und Weise.

Er erzählt, daß ihm anfänglich seine Rolle als Consultant sehr schwer fiel, und er schnell wütend wurde, wenn er erkannte, wie Menschen in die Fallen der Organisation gerieten, ohne es zu bemerken, weil ihn die Erfahrungen aus dem KZ immer wieder einholten. Es kostete ihn viel Zeit und Arbeit an sich selbst, bis er die richtigen Worte fand, um den Menschen den Blick zu öffnen für die Strukturen, die sie bestimmen, ihnen zu ermöglichen, durch Distanzierung und Reflexion nicht mehr nur Gefangene des Systems zu bleiben und zu funktionieren.

Gunnar Hjelholts Buch ist sehr bewegend, und sein Mut, der darin zum Ausdruck kommt, kann richtungsweisend sein für unsere supervisorische Haltung.

Nachwort

Zum Schluß will ich mein besonderes Interesse an Gunnars Buch verständlich machen und dazu etwas aus meiner Lebensgeschichte erzählen: Ich begegnete Gunnar Hjelholt im ersten gruppenspezifischen Training (damals noch ‚Laboratorium‘ genannt), das in Deutschland vom 01. bis 13.09. 1963 in Schliersee stattfand. Es wurde in Zusammenarbeit zwischen dem Hessischen Kultusministerium und dem Institut für Sozialforschung veranstaltet. 40 LehrerInnen unterschiedlicher Schularten nahmen daran teil. Ford Foundation sponserte das Seminar mit der Intention, den Demokratisierungsprozeß in der BRD zu unterstützen, getreu dem NTL-Konzept, das es sich zur Aufgabe gemacht hatte, soziale Veränderungen zu initiieren. Im Trainerteam arbeiteten die Pioniere der Gruppendynamik zusammen: Kenneth Benn, Don Nylon, Traugott Lindner, Tobias Brocher und Gunnar Hjelholt. Ich war in die Trainingsgruppe von Gunnar eingeteilt. Er beeindruckte mich sehr durch seine Offenheit, sein feines Einfühlungsvermögen, die einfachen, treffenden Worte seiner Interventionen und den tiefgründigen Humor. Nach dem Seminar unterstützten er sowie Tobias Brocher und Traugott Lindner meine Ausbildung zur Trainerin für Gruppendynamik. 1969 wurde ich in EIT aufgenommen.

Erst viel später, bei einem EIT-Meeting erzählte er mir, daß er in einem deutschen KZ gewesen war. Auf meine erschreckte Frage, wie er unter diesen Umständen in Deutschland mit Deutschen arbeiten könne, gibt dieses Buch die Antwort.

Inge Kähling, Frankfurt

AutorInnen

Annemarie Bauer, Jg. 1946, Dr. phil., Dipl. Päd. Gruppenleiterin (DAGG) und (Lehr-)Supervisorin (DGSv), Professorin für Psychoanalyse und soziale Arbeit an der Ev. FH in Darmstadt.

Robert Eckert, Jg. 1943, Dipl. Psychologe, Betriebswirt, Handelslehrer, Supervisor (DGSv); berufliche Erfahrungen als Abteilungsleiter in der Industrie, Lehrer, Schulpsychologe. Z. Zt. Lehrer für Ethik und Psychologie mit halbem Lehrauftrag an einer beruflichen Schule der Stadt Nürnberg und freiberuflicher Supervisor.

Katharina Gröning, Jg. 1957, Dr. phil., Professorin an der FH Erfurt für das Lehrgebiet Gerontologie und Supervision. Forscht zu Fragen der Gleichstellung, zu Problemen des feministischen Diskurses sowie zu Problemen von Institutions- und Berufskulturen, insbesondere in der Pflege und Altenarbeit.

Andrea Multhaupt-Meckel, Jg. 1954, Dipl. Sozialarbeiterin, Dipl. Supervisorin (DGSv), langjährige Berufstätigkeit in der Jugendarbeit/Jugendbildungsarbeit und in der autonomen Frauenarbeit. Seit 1990 freiberuflich tätig als Supervisorin und Beraterin in unterschiedlichen Feldern im Non-profit-Bereich, Fort- und Weiterbildnerin, Ausbilderin für personenzentrierte Gesprächsführung und Beratung.

Wolfgang Schmidbauer, Jg. 1940, Dr. phil., Studium der Psychologie, Pädagogik, Kulturanthropologie und Psychopathologie in München und Florenz. Tätigkeit als Medizinjournalist und freier Schriftsteller in Deutschland und Italien. Ausbildung zum Psychoanalytiker, Gründung eines Instituts für analytische Gruppendynamik. Gegenwärtig tätig als Schriftsteller und Psychotherapeut sowie Lehranalytiker und Supervisor in München. Etwa 20 Buchveröffentlichungen und zahlreiche Publikationen in Fachzeitschriften.

Barbara Wiese, Diplompsychologin (BDP), Psychoanalytikerin (DPV), Supervisorin (DGSv), Lehrsupervisorin (FIS), Balintgruppenleiterin für SupervisorInnen, lebt und arbeitet in Marburg/L.

Gerhard Wittenberger, Jg. 1941, Dr. phil., Dipl.-Supervisor (DGSv), Trainer für Gruppendynamik (DAGG), Psychoanalytiker (DPV, St. G.), Balintgruppenleiter. Veröffentlichungen u. a.: Gruppensupervision – ein Beitrag zur Entwicklung beruflicher Identität. In: Trescher, H.-G., A. Leber, C. Büttner (Hg.): *Die Bedeutung der Gruppe für die Sozialisation*. Beruf und Gesellschaft. Beiheft zur Zeitschrift Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik, Heft 21. Göttingen 1985 (Vandenhoeck & Ruprecht). *Das „Geheime Komitee“ Sigmund Freuds. Institutionalisierungsprozesse in der Psychoanalytischen Bewegung zwischen 1912 und 1927*. Tübingen 1995 (edition diskord).

Vorschau

FoRuM Supervision

Heft 11 – März 1998

Balintgruppenarbeit

Redaktion:

Franz Leinfelder und Inge Zimmer

Mechthild Zeul: Die Supervisionsbeziehung im Spiegel der Balintgruppe

Bernhard Volkenhoff: Triangulierung in der Balintgruppenarbeit. Die Spannung zwischen der Freiheit zu denken und der Spontaneität zu handeln

Franz Leinfelder: Der Gruppenprozeß in der Balintgruppe: Zur Integration gruppenspezifischer Elemente in ein psychoanalytisches Konzept

Barbara Wiese: Zur Funktion von Balintgruppen in der Supervisorinnen-ausbildung

Angelica Lehmenkühler-Leuschner: Institutionsanalytische Balintgruppe: Zum Verstehen psychosozialer Dynamik des Unbewußten in beruflichen Situationen

Peter Musall: Balintgruppenarbeit – ein psychoanalytisches Supervisionskonzept. Grundfragen in der Ausbildung von BalintgruppenleiterInnen

Mario Erdheim: Die Hintergründe drängen sich (un)heimlich auf. Zur Dimension der Unbewußtheit in institutionellen Vorgängen

Interview mit *Margarete Mitscherlich* zu Michael Balint

Heft 12

Supervision als selbstreflexive Institution

Redaktion: Klaus Peter Krahl, Im Weidenbusch 8, 64390 Erzhausen
Gerhard Wittenberger, Friedrich-Naumann-Straße 18, 34131 Kassel

Veranstaltungen

Der Fachbereich Sozialwesen der Fachhochschule Jena veranstaltet in Kooperation mit dem Supervisionsausbildungsinstitut iwis am 1.10.1997 in Jena die Fachtagung „Supervision – ein Beitrag zur Qualitätsentwicklung sozialer Arbeit in den neuen Bundesländern“. Anfragen: FH Jena, FB Sozialwesen, Tatzendpromenade 1b, 07745 Jena

Fortbildung „Theorie und Praxis psychoanalytischer Supervision“. 12.12.–14.12.1997. Leitung: Dr. Bernd Oberhoff, Prof. Dr. Annemarie Bauer. Information: Kolping-Bildungsstätte, Gerlever Weg 1, 48653 Coesfeld. Tel.: 02541/80303

„Zusatzausbildung: Supervision im Bodenseeraum 1998–2001“. Internationale Standards, TeilnehmerInnen aus drei Ländern. Beginn: März 1998, Bewerbungen bis 30.10.1997. Infos: Akademie für Sozialarbeit, Bregenz, Abt. Weiterbildung. Tel.: 0043/5574-43046-75, Fax -85, e-mail: fuw.asav@schulen.vol.at

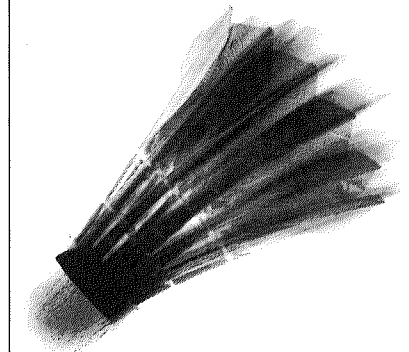
Supervisionsausbildung

Der 15. Ausbildungskurs für SupervisorInnen des FIS beginnt Ende November 1998 und wird im Frühjahr 2001 beendet sein. Leitung: Dr. Gerhard Wittenberger. Ort: Germershausen bei Göttingen. *Informationsmaterial* bei: Fortbildungsinstitut für Supervision e. V., Emsstr. 58, 48145 Münster. Tel.: 0251/234894, Fax: 0251/234219.

Nando Belardi

Supervision

Eine Einführung für soziale Berufe



Lambertus

Nando Belardi

Supervision

Eine Einführung für soziale Berufe
1996, 228 Seiten, kart. lam.,
DM 34,-/öS 248,-/sFr 31,50
ISBN 3-7841-0890-3

Die Supervision – gelegentlich als »Universalschlüssel zur Professionalisierung der Sozialen Arbeit« gepriesen – hat sich in den Arbeitsfeldern helfender Berufe fest etablieren können. Zahlreiche SozialarbeiterInnen und SozialpädagogInnen versuchen, mit Hilfe von Supervision ihre Arbeit, berufliche Rolle sowie die persönlichen Hintergründe ihres Verhaltens zu reflektieren und ihre Handlungskompetenz zu verbessern. Andere erwerben in einschlägigen Zusatzausbildungen die Qualifikation, selbst als SupervisorIn tätig zu werden. Studierende der Sozialen Arbeit sollten deshalb diese Beratungsform und ihre Einsatzmöglichkeiten kennenlernen und sich bereits in der Ausbildung damit auseinandersetzen.

Nando Belardi stellt zunächst die historische Entwicklung der Supervision dar und grenzt sie zur Fachberatung und Psychotherapie ab. Im Anschluß daran gibt er einen Überblick über wissenschaftliche Grundlagen und Forschungsbefunde, stellt die rechtlichen und institutionellen Rahmenbedingungen (den »Supervisions-Markt«) vor und beschreibt ausführlich Setting, Verlauf und Anwendungsmöglichkeiten der Supervision.

Lambertus-Verlag GmbH, Postfach 1026, D-79010 Freiburg
Telefon 07 61/3 68 25-25, Telefax 07 61/3 70 64



Sabine Hess / Andreas Linder
Antirassistische Identitäten in Bewegung

256 Seiten - Broschur - DM / sFr 28,- / öS 204,-
ISBN 3-89295-629-4

Antirassismus ist ein progressives neues Phänomen in der weißen deutschen Gesellschaft, eine neue Politik der Differenz in einer komplexer und transnationaler werdenden Kultur. Ausgelöst durch das lautstarke Auftreten des deutschen Nationalismus und die zunehmende alltägliche Gewalt gegen MigrantInnen entwickelte sich in den letzten 15 Jahren eine Bewegung, die Kontrapunkte zu nationalistischen und rassistischen, aber auch zu multikulturalistischen Diskursen und Praxen setzte. Die Studie ist die erste sozialwissenschaftliche Arbeit in der BRD, die Praxisformen gegen Rassismus mit subjektbezogenen und qualitativen empirischen Methoden erforscht. Die TeilnehmerInnen der Forschung kamen aus autonomen, humanistischen und feministischen antirassistischen Gruppen des süddeutschen Raums. Ausgehend von biographischen Prozessen umfaßt der empirische Teil drei Analyseebenen: die Erfahrungen im alltäglichen und politischen Kontakt zu Flüchtlingen und MigrantInnen, die identitären Positionierungen zu Staat, Nation und Kultur und die geschlechterbezogenen Erfahrungen und Praxen im Rahmen der sich überschneidenden Machtpositionen Rassismus und Sexismus. Die Studie verknüpft ferner die Ergebnisse aus der Forschungspraxis mit der Diskussion aktueller sozialwissenschaftlicher Theorien über Rassismus, Identitäten, Kultur und Globalisierung. Auf dieser Grundlage analysiert sie, welche neuen identitären Anforderungen den Subjekten in der heutigen Gesellschaft abverlangt werden. Sie faßt dabei Antirassismus als herrschaftskritische Form von Identitätsarbeit und -politik in einer von Rassismus geprägten Dominanzkultur.

Sabine Hess, geb. 1969, *Andreas Linder*, geb. 1965, Studium der Empirischen Kulturwissenschaft und Politikwissenschaft an der Universität Tübingen. Beide sind seit Anfang der 90er Jahre in mehreren lokalen, überregionalen und internationalen antirassistischen Gruppierungen aktiv.

edition diskord
Schwärzlocher Str. 104/b
72070 Tübingen